



Inhalt: Des Lieutenants Bankier. Novelle von Ludwig Ziemsen. — Ziegenhandel. Von Paul Meyerheim. — Savoyardenliebe. Novelle von Paul Altwater. (Fortsetzung.) — Vom Bernauer Husitenfest. Originalzeichnung von Franz Wittig. — Mosaik. — Ueber Frauenerkleidung. — Praktische Mittheilungen über Ausstattungen. — Räthsel. — Auflösungen der Rechtfir-Aufgaben Seite 210. — Schach. — Correspondenz. — Berichtigung.

Des Lieutenants Bankier.

Novelle von Ludwig Ziemsen.

Erstes Kapitel.

„Wächstest Du Deinen Thee nicht trinken, bevor er ganz erkaltet, Papa?“

„Bitte, laß mich —!“

Der Ton der Antwort war der unwirsch abweisende eines Lesers, den seine Lektüre ernstlich in Anspruch nimmt, und das Papier knisterte in der Hand des erregten Mannes.

Das junge Mädchen schüttelte mißmuthig das hübsche Köpfchen und lehnte sich einen Augenblick wartend in den Stuhl zurück; dann aber, als der Brief in der Hand des Vaters kein Ende nahm, entzündete sie das Lämpchen unter dem Theekessel von Neuem, deckte eine Serviette über die in silbernen Bechern stekenden Eier und hub klagenden Tones von Neuem an: „Das Frühstück verdirbt Dir aber völlig, dear Pa!“

Ueber dem Papier jenseits des Tisches kamen eine gefurchte Stirn und ein Paar verdüstertes Augen zum Vorschein.

„Laß abtragen, Katty; der Appetit ist mir sowieso vergangen!“

„Das werd' ich mit Deiner Erlaubniß bleiben lassen, Pa,“ entgegnete das junge Mädchen mit einem trotzigem Kopfnicken. „Du sollst Dein Frühstück haben, und müßte ich bis Mittag damit rösten! Lies Deinen greulichen Brief nur weiter. Natürlich sind es wieder sehr unerfreuliche Neuigkeiten!“

Der Vater lachte bitter auf. „Neuigkeiten eben nicht; aber Unerfreuliches die Fülle! Es ist eben immer das alte Lied!“

Der Bann des Schweigens war damit gelöst und einem weiteren Gespräch Bahn geschaffen. Fräulein Käthchen benutzte als kluge Enastochter ohne Zögern den gewonnenen Vortheil und spann den Faden, den sie in die zierlichen Finger bekommen hatte, munter fort. „Nun, so solltest Du Dich doch auch nicht so sehr dadurch verstimmen lassen, dear Pa! Du hattest in Bezug auf dergleichen schon einen so schönen Gleichmuth erlangt und nun läßt Du Deinem Aerger doch wieder den Zügel schießen!“

„Es hat eben Alles seine Grenzen,“ grollte der Vater

und schleuderte den verhängnißvollen Brief auf den Tisch. „Was der unsinnige Mensch da wieder schreibt, muß dem kaltblütigsten Menschen ein Hornfieber über den Hals jagen! Ich werde da auch mal ein Ende machen so oder so!“

„Natürlich fehlt es wieder an Geld?“ jorschte Käthchen discret weiter und hantierte, dem wiederkehrenden Appetit des Vaters zu begegnen, geschickt unter dem Frühstücksgeschäft.

„Natürlich! Um Anderes schreibt der Mensch ja eigentlich überhaupt nie.“

„Aber Pa! Der Mensch! Den eignen hochgeborenen Schwiegersohn so zu tituliren. Wenn das der feierliche Herr Präsident hörte!“

„Mag er doch; warum hat er seinen Herrn Sohn nicht besser gezogen! Uebrigens muß es auf alle Fälle über kurz oder lang zu einer offenerzigen Aussprache über denselben zwischen uns kommen: da mag er sehen, wo er mit seiner Feierlichkeit bleibt. Mich soll's nicht kümmern!“

„Mich auch nicht!“ lachte Käthchen munter, „aber, Papa dear, ich gäbe viel darum, könnte ich sein pomphaft in Falten



Ziegenhandel. Von Paul Meyerheim.

gezogenes Gesicht sehen, wenn Du einmal „offenherzig“ gegen ihn wirfst. Das müßte Geld werth sein!“

Herzliches Lachen ist sehr ansteckend und hat eine vorzügliche Kraft, die Luft von Verstimmungswolken zu reinigen. Die Stirn des verdrießlichen Mannes entvölkerte sich sichtlich; und wie nun Fräulein Kate in grotesker Nachahmung eines alten feierlichen Herrn sich langsam von ihrem Stuhl erhob und unter einem leichten Räuspern sich mit den Fingern an ihrem hübschen weißen Halse herabfuhr, als suche sie eine steife Halsbinde zu lockern, da lachte er laut auf und warf sich, die Augen ergötzt zukneifend, in seinen Sessel zurück. „Kapital, Katty, ganz kapital! Obwol,“ setzte er dann gleich in ernsterem und einigermaßen schuldbehaftetem Tone hinzu, „obwol es, genau genommen, eigentlich keineswegs zu billigen ist, wenn junge Damen von 16 Jahren sich über alte Leute lustig machen. Wonach sich zu richten, Miß Kate! Verstanden?“

„Sehr wol!“ replicirte Miß Kate, unter Gratis-Zugabe eines allerliebsten Knix. „Uebrigens bin ich 16 $\frac{3}{4}$ Jahre alt, Pa, und wünsche nicht, daß mir von dem, was mir von Gottes und Rechts wegen zukommt, beliebig etwas abgezogen werde. Gar nicht kaufmännisch, Sir! Verstanden?“

„Sehr wol, Miß Mellish! Und nun komm einmal her, Du kleiner Affe, und gib mir einen Kuß! Ich muß suchen, den Kerger da,“ und er stieß die auf dem Tische liegenden Papiere mit dem Rücken der Hand weiter von sich, „zu bekämpfen. Wüßte ich nur, wie?“

„Freilich mußt Du, dearest!“ bekräftigte das junge Fräulein, die durch den väterlichen Kuß etwas derangirte Frisur ordnend, und schob dann, als sei nun Alles gut, die Frühstückstutensilien gemüthlich über den Tisch. „Laß uns ein ruhiges Wort darüber sprechen. Beläuft sich Ottomar's Forderung wieder auf eine bedeutende Summe?“

„Nun natürlich! Mit Kleinigkeiten gibt er sich nicht ab. Es geht wieder in die Tausende! Fehlt an allen Ecken und Enden. Hat weder Zinsen noch sonst etwas bezahlt, und die Wirtschaftskasse ist leer — trotzdem erst vor vierzehn Tagen Vollmarkt gewesen und die schöne spanische Heerde einen glänzenden Ertrag gibt. It is past comprehension!“

„Nun, die Wollennahme hat ihm allerdings wenig geholfen,“ schob Käthchen gleichmüthig ein; „er hat das ganze Geld für ein paar Racepferde hingegeben, die beim letzten Rennen in Hoppegarten einen Preis davongetragen.“

„Ha! Woher weißt Du das?“

„Ja, woher?“ neckte Käthchen. „Man hat auch so seine Korrespondenten!“ hierbei ließ sie den Zipfel eines rothfarbenen Briefchens aus der Tasche ihres Morgenröckchens hervorlugen. „Aber Scherz bei Seite! Es ist wirklich so. Lucie schreibt es mir und thut so stolz auf die Pferde wie ein Kockamm.“

„Sie ist eine Gans!“ fuhr der Vater mit neuerwachsenem Kerger auf. „Eine thörichte Gans, mit einem Kopf, so leer, wie ihres Mannes Kasse.“

„Aber Papa! Wie kannst Du nur —! Sie liebt Dich so zärtlich und hat ein so weiches gutes Herz. Und es geschieht doch alles Verkehrte nur aus Liebe zu ihrem Mann!“

„Das ist's eben! Man möchte sich gründlich ärgern über all' die Thorheit und darf's beinahe nicht! Aber was soll nun werden? Das viele Geld wieder einmal ins Bodenlose werfen? Mein Gewissen als Kaufmann sträubt sich heftig dagegen, und es darf auch sonst nicht sein. Es wäre ein Unrecht gegen Dich, Katty.“

„Nun das wäre das geringste Hinderniß, Papa dear! Aber gewichtiger ist der Umstand, daß in der That wol die Lage der Dinge in Hainburg für die Dauer auch durch neue bedeutende Opfer nicht geändert werden würde!“

„Gewiß nicht! Ottomar wird nie lernen, mit dem auszukommen, was er hat, noch weniger, etwas zu sparen für den Fall der Noth! Die alte schlimme Natur seines früheren Standes ist weder auszutreiben noch zu ändern!“

„Seines früheren Standes? Aber Pa! Man kann doch wol nicht sagen, daß dem ganzen Stande diese Schwäche anhaftet?“

„Durchaus — durchaus!“

„Wie schrecklich! Aber es soll so viele würdige und vorzügliche Offiziere aller Grade geben — man darf doch wol unmöglich annehmen, daß diese alle schlechte Haushalter sind!“

„Sind sie's nicht mehr, so sind sie's gewesen,“ beharrte der Vater hartnäckig, „das ist bei mir Glaubenssatz geworden, und der ruhet auf reicher böser Erfahrung. Fände ich's einmal anders, würde ich einem solchen Ausnahme-Menschen meine hohe Achtung zollen, schon um der Willenskraft wegen, die dazu gehört, unter so viel schwarzen Raben den einzigen weißen vorzustellen. Aber ich finde keinen, das weiß ich! Säbel und Portepée vertragen sich mit Sparen und Buchführen wie Feuer mit Wasser, und jedes am Monatschluß im Beutel stecken gebliebene Silberstück würde einem rechten echten Lieutenant wie eine Sünde bedünken! Die Verblendeten! Wüßten sie nur oder wollten sie Erfahrerer nur

glauben, daß das erste Zwanzigmarkstück, das sie zurücklegen, auch die erste Stufe jener Treppe ist, die unzweifelhaft zu Glück und Wohlstand und Zufriedenheit und allem, was sonst im Leben erfreulich ist, führt!“

Er hatte lebhaft, fast leidenschaftlich gesprochen und warf sich nun seufzend in den Sessel zurück, Resignation in jedem Zuge seines staltlichen Antlitzes. Voll kindlicher Theilnahme blickten ihn Käthchen's treue Augen an.

„Weißt Du, dear Pa, mir ist, als ich Lucie's thörichten Brief las und all' das neue Unheil ahnte, etwas eingefallen, was ihnen und uns helfen könnte. Darf ich es Dir mittheilen?“

„Warum nicht, Katty! Nur heraus mit Deiner jungen Weisheit! Die alte versagt sowieso ihre Dienste.“

„So! Und doch ist es, genau genommen, nur die alte, die aus mir spricht. Also: Ottomar muß das Gut aufgeben und in eine neue Lebenssphäre hinein bugirt werden, die ihm zu thun gibt, was er gerne thut, weil er's versteht, und die ihm — wol verstanden — auch etwas Ordentliches einbringt! Nun? What do you think of it, Sir?“

„Daß Du ein kleiner Schlaufkopf bist,“ sprach der Vater matt lächelnd. „Dein Vorschlag ließe sich wol hören, fände sich nur auch die bewußte Stellung für ihn.“

„Die hast Du ja schon gefunden, Papa. Warst Du es nicht, der zuerst an eine Intendanten-Carriere für Ottomar dachte? Der Plan ist doch herrlich, und ich wüßte nicht, warum wir ihn nicht näher ins Auge fassen sollten.“

„Hm! In der That, ich entsinne mich. Freilich, die Kenntnisse dazu hätte Ottomar gewiß, und an praktischer-organisatorischem Talent fehlt es ihm ja auch nicht. Seine Arrangements auf Schloß Bellevue wurden seiner Zeit als wirklich genial gerühmt, und die dramatischen Spiele in Offizierkreisen, unter ihm ganz vorzüglich, sollen, nach einer Aeußerung des Prinzen Georg, Ottomar's fehlende Direction empfindlich vermissen lassen. Wahrhaftig, je länger ich der Sache nachdenke, desto mehr leuchtet sie mir ein — hm!“

Fräulein Käthchen nickte befriedigt. „Und wie hübsch würde ihm für seine Bühnen-Arrangements sein Maler-Talent zu statten kommen! Könntest Du nicht den Präsidenten für diesen Plan in Bewegung setzen, Pa? Der wird die Wege zum Ziel schon kennen. Und dann hilfst Du mit Deinem Einfluß und weitreichenden Verbindungen nach. Vielleicht wäre es jetzt grade günstige Zeit dazu. Hörten wir nicht in W — n, daß dort der Intendantenposten vakant sei?“

„Allerdings! Und für den Anfang wäre so ein kleineres Hoftheater grade das erwünschtere. Aber, Kind, Du denkst Dir die Sache wahrscheinlich viel leichter, als sie in der That ist. Da sind große Schwierigkeiten zu beseitigen, zahlreiche Kräfte in Bewegung zu setzen, viele Leute dafür zu interessieren, und endlich hängt doch unberechenbar Alles von der letzten Entscheidung an höchster Stelle ab. Aber man könnte sehen, man könnte sehen, — hm — hm.“

„Müßte aber nicht vorerst Ottomar sondirt werden, Papa? Du weißt, er kann zuweilen selbstam obstinat sein! Und Lucie — vielleicht ist sie aus vorzeitiger Eiferjucht auf die hübschen Schauspielerinnen, mit denen ihr Mann denn doch wol in Berührung kommen müßte, von vornherein gegen den Plan eingenommen, wenn man nicht bei Zeiten dazu thut!“

„Freilich, freilich! Es bleibt immer eine spinöse Geschichte und wird Zeit und Mühe die Fülle kosten. Hm! Und ich bin grade jetzt so pressirt!“

„Darf ich Dir einen Vorschlag machen, Papa!“

„Gewiß, und der wäre?“

„Ich will nach Hainburg und die Sache in Gang bringen; auch die Geschichte mit dem Gelde arrangiren, wenn Du mir Deine Willensmeinung darüber sagen möchtest.“

„Du?! Nein, Kind, das wird nicht gehen. Ich muß Bolton schicken; Du weißt, er hat schon früher Ottomar's Angelegenheiten regulirt und —“

„Und sich dabei das Doppelte von dem, was nöthig war, abnehmen lassen. Nein, Papa, Bolton ist zu ehrerbietig Deinem Schwiegersohn gegenüber, um dessen Forderungen wirksam zu beschneiden. Man muß Ottomar einmal gehörig die Wahrheit sagen und seinen ewigen Anforderungen feste Grenzen setzen. Wenn Du mir Vollmacht geben und bestimmen willst, in wie weit ich äußerstenfalls seine Forderungen bewilligen darf, so sollst Du einmal sehen, wie ich mit ihm verfare. Hast Du nicht oft genug gesagt, Pa, daß ich ein halber Geschäftsmann sei, und verwalte ich nicht mein eigen bißchen Geld ordentlich und wie sich's gehört?“

„Das thust Du, Katty, trotz Deiner sechzehn Jahre —“

„Sechzehn und dreiviertel, Sir!“

„Trotz Deiner sechzehn und dreiviertel Jahre, und genau gesehen, möchte es wirklich am Ende besser sein, Du gingest, statt Bolton's, nach Hainburg und schenktest den thörichtesten Leuten dort einmal gehörig reinen Wein ein; wüßtest Lucie besonders ihr albernes Köpfchen (wie kann man nur in den verschwenderischen Menschen so blind vernarrt sein!). Und dann, wenn Du beide einigermaßen weich gekriegt, könntest Du so von Weitem unsern Plan betreffend W — n schimmern

lassen und bei ihnen anklopfen, ob derselbe eventuell auf Zustimmung rechnen dürfte.“

„Das will ich Alles besorgen, Papa.“

„Hm! Du übernimmst da ein wenig viel für Deine Jahre; aber — am Ende — es beschränkt sich vor der Hand ja Alles noch auf ein intimes Verhandeln in engstem Familienkreise, und da mag Dein vertrauliches Wort vielleicht mehr wirken, als jedes andere Verfahren. Also sei's drum! Wann könntest Du abreisen?“

„Nun, gleich nach Tisch, dent' ich. Ich fahre in einer Stunde bis zur Station; der Vier-Uhr-Zug bringt mich dann bis H . . . , und dort kann ich leicht einen Wagen bekommen, der mich bis sieben Uhr vor der Hausthür von Hainburg absetzt. Wann mußt Du zur Stadt zurück, dear Pa?“

„Ueberrnorgen früh. Um Mittag ist Conferenz der Handelskammer, und da darf ich nicht fehlen. Unsere Villeggiatur ist uns diesmal etwas knapp bemessen, Katty.“

„Schadet nicht. Aber dann komme ich natürlich gar nicht mehr hierher zurück, sondern treffe Dich am Freitag zu Hause — hoffentlich mit besten Nachrichten meinerseits.“

„Would to God! Sei nur recht besonnen, Kind, und reize die thörichtesten Leute nicht gar zur Opposition. Ich wünschte in der That sehr, daß mir dieser Splitter aus der Wunde gezogen würde, und so magst Du einmal die ganze Geschicklichkeit Deiner kleinen Hände erproben lassen.“

„Das werde ich!“

„Hm! Und Du wirst unterwegs recht vernünftig sein?“

„Aber Pa! Wie kannst Du nur zweifeln!“

„Oh! ich habe wol Veranlassung dazu! Beispielsweise wünschte ich nicht, daß Du, wie öfter schon, dem Friedrich unterwegs die Zügel abnimmst! Es gefällt mir schlecht, Miß Mellish, wenn eine junge Lady mit zwei Vollblutpferden auf der Landstraße daher gerast kommt, als wäre es Mademoiselle Victoline vom Circus!“

„Es soll nicht geschehen, Papa, obwol —“

„Be quiet! Auch bitte ich Dich ernstlich, unterwegs nicht wieder, wie Du wol pflegst, so frank und frei die Mitreisenden, Damen oder Herren, anzureden und Dich in Gespräche mit ihnen zu vertiefen! All dergleichen ist nicht ladylike, und Du mußt, zumal als alleinreisende Dame, die Neigung zu derartigen Formlosigkeiten bekämpfen! Es ist absolut nothwendig, Kate; hörst Du?“

„Ich höre und will daran denken, Pa!“

„Hm! Und noch Eines: laß Dir, wenn Du in Hainburg wieder eine Schaar ehemaliger Kameraden Ottomar's zu Besuch vorfindest, gefälligst nicht gar zu beflissen von ihnen den Hof machen! Du weißt, wie ich über jene leichtsinnigen jungen Herren denke, und wirst darnach Deine measures nehmen, hoff' ich. Wie?“

„Es werden jetzt keine da sein, Papa! Lucie schreibt, daß sie erst wieder zur Rebhühnerjagd Besuch erwarteten, und bis dahin sind ja noch mehrere Wochen. Also brauchst Du Dich deshalb nicht zu sorgen, dear Papa!“

„Desto besser! Und nun, während ich meine Londoner Korrespondenz lese, triff Deine Vorbereitungen und komm nachher in mein Kabinet. Ich will Dir für die dringendsten Bedürfnisse Ottomar's lieber gleich eine Summe Geldes mitgeben.“

„In einer Stunde bin ich bei Dir.“

Sie drückte den Knopf des Zimmertelegraphen, befohl dem eintretenden Diener, den Frühstückstisch abzuräumen und schlüpfte, nachdem Mr. Mellish mit seinen Papieren und Zeitungen sich auf der Pergola in einem Schaukelstuhl etablirt hatte, leichtfüßig hinaus, um drüben in ihrem Zimmer unter Assistentz der Bose kurzer Hand die für ihre diplomatische Mission erforderlichen Toiletten-Zurüstungen zu machen: eine Beschäftigung, die, nach Käthchen's Willen, nicht sonderlich viel Zeit und Nachdenken in Anspruch nehmen sollte. Mit Recht! Jugend und Schönheit bedürfen so wenig, so sehr wenig, um sich gut zu präsentiren!

Zweites Kapitel.

Der Personenzug nach H . . . hielt im Bahnhof zur Abfahrt bereit. Eben verabschiedete sich der Zugführer salutirend vom Bahnhof's-Inspector und setzte die Signalfleise an die Lippen, als aus dem Wartesalon noch ein Gepäckträger, einen eleganten Lederkoffer auf der Schulter, eilfertig hervorgeschossen kam und seitwärts schiehend den Zugführer mit beschwörender Geberde um noch einen Augenblick Verzug bat.

Herrlich — und ganz strammer Dienst — schüttelte dieser den Kopf und hob eben zum zweiten Male die Signalfleise an den Mund, als er dicht hinter dem Kofferträger plötzlich ein junges, elegant gekleidetes Mädchen erblickte, das mit gerötheten Wangen einem Waggon zueilte, ängstliche Besorgniß, zu spät gekommen zu sein, in jedem Zuge seines bildhübschen Gesichtchens. Noch ein forschender Blick des erfahrenen Kofferträgers auf die sich plötzlich auflärenden Mienen des grimmigen Beamten, und er wußte genug. Zugführer sind und bleiben denn doch am Ende auch Menschen, zumal der Jugend und der Schönheit gegenüber! Ein

Coupe erster Classe flog auf, die junge Dame, dem Zugführer ein liebliches Lächeln der Dankbarkeit spendend, schlüpfte hinein, der Koffer folgte, und der Gepäckträger, mit der Linken über die feuchte Stirn fahrend, hielt die schwielige Rechte hin, den verauslagten Preis für das Billet nebst dem eigenen Ehrensolde erbittend. „Neunzehn Mark fünfzig Pfennige, Fräulein, wenn Sie so gut sein wollen. Ueberfracht ist nicht. Da ist der Gepäckschein!“

„Ja wol — ja wol!“ Die junge Dame fuhr hastig mit der Hand an ihrem Kleide hinab, griff unsicher hin und her, stockte und stieß dann einen halbblauen Schreckensruf aus. „Ach, du lieber Gott! Nun hat der Friedrich das Geldtäschchen, das ich ihm zur Aufbewahrung gegeben, gestohlen wieder mit zurückgenommen! Und ich habe gar nichts weiter bei mir!“

„Daß Dich das Wetter!“ stieß der Kofferträger beunruhigt heraus und warf einen hastigen Blick hinter sich, wie zur Verfolgung des pflichtvergessenen Friedrich. „Ist er noch da, so will ich nach vorne laufen; vielleicht wartet der Zugführer noch so lange —“

„Ach nein — nein!“ klagte verstört die junge Reisende. „Er ist schon seit zehn Minuten fort. Ich sah ihn selbst abfahren. Lieber Gott, was fang' ich nun an!“ Sie war dem Weinen nahe.

„Fort da von dem Wagen!“ erscholl in diesem Augenblick die sehr determinirte Stimme des Inspectors. „Der Zug geht ab!“

In diesem kritischen Moment erhob sich aus der entgegengesetzten Ecke des Coupés der einzige, bisher gar nicht beachtete Mitreisende, ein junger, wol aussehender Herr, der dem aufregenden kleinen Vorgange mit offener Theilnahme zugeschaut hatte, und der bekümmerten jungen Dame sich nähernd, sprach er, artig sein Reisemütchen lüftend: „Wollen gnädiges Fräulein mir gütigst gestatten, den Mann zu befreundigen und gleichzeitig mich selbst vorzustellen: Lieutenant von Herzfelden, zu Ihren Diensten allzeit gern bereit!“

Zugleich öffnete er, ohne eine Antwort der bestürzten jungen Reisenden abzuwarten, ein hübsches Portemonnaie von rothem russischem Leder, nahm ein Zwanzigmarkstück hervor, drückte es dem erfreuten Kofferträger in die Hand und winkte verabschiedend mit der Rechten. Im nächsten Augenblick war die Thür geschlossen, erscholl draußen der gellende Pfiff des Zugführers, setzte sich der Zug unter zornigem Schnaufen der Locomotive in Bewegung.

Einige Zeit lang saßen die beiden Passagiere einander schweigend gegenüber, und die junge Dame kämpfte während des heftigen Rasselns und Pfeifens, das den Hinaustritt des Zuges aus dem überdachten Bahnhofe ohrbetäubend begleitete, mit peinlichster Verlegenheit; als derselbe nun aber endlich das Freie erreicht hatte und in ruhiger Gangart durch die sonnigen Felder dahinrollte, faßte sie sich — da es denn nun doch sein mußte — ein Herz und öffnete mit einem allerliebsten Erröthen die Unterredung:

„Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, Herr Lieutenant; Sie haben mich aus einer peinlichen Verlegenheit befreit. Ich hätte ohne Ihre Hilfe gar nicht gewußt, was ich anfangen sollte.“

„So muß ich dem Zufall außerordentlich dankbar sein, der mich gerade in dies Coupe und so zur rechten Zeit führte, um Ihnen, gnädiges Fräulein, diesen kleinen Dienst erweisen zu können. Ich pflege sonst nicht den Erceß zu betreiben, auf Eisenbahntouren erster Classe zu fahren; aber in den wenigen Wagen zweiter Classe war heute zufällig ein so zweifelhaftes Reisepublicum versammelt, daß ich es vorzog, ein wenig über die Schnur zu hauen und mich hierher zu flüchten. Zu meinem guten Glück!“

Er schloß mit einer kleinen verbindlichen Verbeugung und blickte nach dieser Redeleistung sein hübsches Vis-à-vis so zutraulich an, daß dieser plötzlich ganz leicht ums Herz wurde. „Ein schönes Glück!“ spottete sie mit einem zwar schüchternen, aber auch schon viel zutraulicheren Lächeln. „An eine gedankenlose Reisende, die man gar nicht kennt, auf's Gerathewol sein schönes Geld wagen zu müssen! Oder kannten Sie mich? Haben Sie mich schon gesehen?“

Der junge Krieger schüttelte den Kopf. „Dies Vergnügen wird mir heute zum ersten Male.“

„Aber vielleicht kennen Sie meinen Papa? Er ist in der Hauptstadt eine ziemlich bekannte Persönlichkeit. Bankier Mellish, — Greenhill-Cottage. Das Bankgeschäft liegt zunächst der Börse.“

„Gehört habe ich von Ihrem Herrn Papa oft genug,“ lächelte der junge Mann, „und in unseren Kreisen ward sein Name erst kürzlich mit besonderem Nachdruck und Respect genannt, als er für ein Invaliden-Verpflegungshaus im Bade T. eine wahrhaft großartige Summe beisteuerte. Aber gesehen habe ich auch ihn nie. Seinem Namen nach ist er aus England gebürtig?“

„Ja wol,“ entgegnete Rätchen eifrig und nun ganz zutraulich. „Meine Großeltern leben noch jetzt in England und meines Vaters Bruder auch. Er leitet das englische Geschäft Mellish Brothers' und mein Vater das deutsche. Um ihn hierfür vorzubereiten, hat ihn einst mein Großvater

fast ganz in Deutschland erziehen lassen. Aber wir hängen alle noch sehr an England — ach! so sehr!“

„Das begreife ich leicht. Alle Engländer, und trennte sie das Leben noch so weit und lange von ihrer Heimath, bewahren derselben ihre Liebe und ihre Sehnsucht.“

Das junge Mädchen nickte verklärten Auges. „Es ist auch so schön, so wunderschön! Hätten Sie nicht Lust, einmal hinzureisen, Herr von Herzfelden?“

Der Lieutenant lächelte. „Der Wunsch, wenn ich ihn auch hegte, nußt mir wenig, liebes Fräulein! England ist ein schönes Land, aber nur für die Reichen dieser Welt.“

Rätchen erschrak und wurde blutroth. „Ach — ja, ich glaube — es heißt so —; und Sie sind nicht reich, nicht wahr?“

Der junge Offizier zuckte die Achsel. „Durchaus nicht. Der Gott des Reichthums, der seinen Auserwählten die guten Gaben in die Wiege zu legen liebt, ging leider an der meinigen vorüber.“

Rätchen war tief gerührt und blickte den hübschen jungen Krieger feuchten Auges an. „Wie leid mir das thut,“ sprach sie traurig. „Und nun haben Sie für mich unbedachtes Geschöpf obendrein Ihr Goldstück weggegeben! Aber ich werde gleich —“

„Beunruhigen Sie sich deswegen nicht, liebes Fräulein,“ sprach der junge Mann, halb ergötzt, halb gerührt von der Naivität des hübschen Kindes. „Ich kann meine Reise, die obendrein nicht weit geht, fortsetzen, ohne jenes Goldstück zu entbehren.“

„Ist das wirklich wahr?“ beharrte Rätchen mit treuherziger Dringlichkeit.

Der Lieutenant lächelte. „Vielleicht überzeugen Sie sich lieber durch eignen Augenschein?“ Und als Rätchen ernsthaft nickte, nahm er, innerlich ergötzt, sein hübsches rothes Portemonnaie heraus und hielt es ihr geöffnet hin. „Da sehen Sie selbst!“

Mit der forschenden Miene eines Rassenrevisors begutachtete Rätchen seinen Inhalt. „Oh,“ sprach sie sehr erleichtert, „da sind noch eine ganze Menge Goldstücke und auch mehrere Silbergeld — das freut mich! So ganz mittellos können Sie darnach doch nicht sein, Herr von Herzfelden! Gewiß haben Sie nur geschertzt vorhin?“

„Ach nein — leider nicht! — Ich bin ein armer Teufel, der wenig mehr hat, als seinen Degen und seinen frischen Muth. Und zu Glück und Reichthum werde ich es weder in nächster noch in ferner Zukunft bringen! Was Sie hier an blinkendem Metall erblicken, ist der ganze Betrag eines kleinen Legates, mit dem mich ein Freund meines seligen Vaters bedacht hat. Zufällig habe ich dasselbe gestern in Empfang genommen. Sonst würde es in meinem Portemonnaie oder aussehen, zumal heute, am letzten des Monats!“

Rätchen hatte mit tiefer Theilnahme zugehört; in ihrem jungen unschuldigen Herzen quoll ein warmes Gefühl empor für den hübschen jugendlichen Krieger, der sein trauriges Loos mit so viel Heiterkeit trug und aus seinen braunen Augen so getrost in die Welt blickte. Seine letzten Worte eröffneten ihr übrigens eine ganz neue Gedankenreihe, und mit allerliebster Ernsthaftigkeit begann sie abermals: „Erübrigen Sie für gewöhnlich am Ende des Monats gar nichts von Ihrem Gehalt?“

Der junge Offizier unterdrückte nur mit Mühe einen offenen Ausbruch der Heiterkeit bei dieser Frage. Die Situation war doch auch gar zu feltam! Aber ein Blick in die schönen treuherzigen Augen, die voll Wehmuth auf ihn gerichtet waren, auf die rothigen Kinderlippen, die mit so süßer Naivität die versänglichsten Fragen erhoben, genügte, seinen Lachreiz zu dämpfen.

„Die Wahrheit zu sagen, gnädiges Fräulein, bin ich — wie meine Kameraden — im Ganzen froh, wenn das Geld nicht gar zu früh vor dem Ersten zu Ende geht! An ein Erübrigen habe ich in der That bisher noch nicht denken können. Aber es bleibt immer ein großer Gedanke, mit einem Rassenbestande in den neuen Monat überzugehen! Ein ganz pyramidalen Gedanke!“

„Nicht wahr?“ fiel ihm Rätchen, hocherfreut, wenigstens eine Anregung zu guter Wirthschaft bei ihrem hübschen und gutherzigen Reisegefährten bewirkt zu haben, blitzenden Auges in's Wort. Und unbedenklich von den erst heute geäußerten Worten des Vaters Gebrauch machend, fuhr sie lebhaft fort: „Wie schade, daß so wenige von den jungen Herren glauben wollen, daß mit dem ersten ersparten Zwanzigmarkstück auch die erste Stufe gelegt ist zu jener Treppe, die unfehlbar zu Glück und Wohlstand und Zufriedenheit und Allem, was sonst im Leben erfreulich ist, führt!“

Der junge Marssohn hatte abermals mit einem fast übermächtigen Lachreiz zu ringen. Diese junge fast noch kindliche Mädchengestalt mit der demonstrirenden Miene, dem lehrhaften Ton ergrauter Weisheit; diese unbeschreibliche Naivität der Empfindung, diese weltunerfahrene Offenheit und Zutraulichkeit, die auch nicht durch einen Hauch von Bewußtheit oder Absichtlichkeit getrübt erschien — beim Jupiter! alles das war ganz märchenhaft, und das kleine Erlebnis ein köstliches Abenteuer — wahrhaft köstlich!

„Lassen Sie mich bekennen, liebes Fräulein,“ sprach er, den trampfhafsten Lachreiz mit Zuhilfenahme eines geschickten Räusperns bis zu einem sanften Lächeln dämpfend, „daß auch ich bisher zu jenen gedankenlosen jungen Männern gehört habe, denen der Gedanke an Sparen und der Glaube an den fortwirkenden Segen eines erübrigten Goldstückes fern liegt. Aber Ihre beredten Worte überzeugen mich eines Besseren, und es ist mein Wille, gleich von heute an mit dem Ersparen zu beginnen.“

„Wirklich?“ rief Rätchen mit der ganzen seligen Freude des Bewußtseins, eine Seele vom Verderben gerettet zu haben. „Wirklich wahr, Herr von Herzfelden? Ach! wie mich das freut!“

„Ihre theilnehmende Güte beschämt mich,“ sprach der junge Offizier jetzt wirklich beinahe gerührt von der holden Natürlichkeit des lieben Mädchens vor ihm; „ja es ist mein Ernst! Nur weiß ich noch nicht, wo ich mit den wenigen ersparten Thalern bleiben soll, um nicht doch gelegentlich einer Verlockung zu ihrer Verschleuderung zu unterliegen —“

„Ha — ich weiß!“ rief Rätchen über ihren heiligen Feuereifer jedes Bedenken vergessend. „Sie haben für mich zwanzig Mark verauslagt. Das mag Ihre erste Ersparniß sein, und ich behalte sie als Depositum oder besser, als Spareinlage, um sie mit meinem eignen Gelde anzulegen und für Sie zu verwalten! Gefällt Ihnen das?“

Dem jungen Manne schwindelte fast der Kopf, als er diese Worte hörte und des Mädchens große treuherzige Augen voll sorgender Spannung auf sich gerichtet sah. „Wie sollte mir das nicht gefallen,“ stotterte er, „wenn Sie, liebes Fräulein, sich diese Mühe auflasten wollten —“

„D das ist keine Mühe,“ entgegnete sie hastig, und ein Freudensklang wie leises Jauchzen tönte durch ihre Antwort. „Papa sagt selbst, daß ich mit meinem Gelde gut wirthschafte und neckt mich manchmal, er wolle, wenn ich erst ein Jahr älter geworden, die Firma unseres Hauses in „Mellish Brothers and Daughter Katty“ umändern.“

„Aber ich schäme mich wirklich der allzugerungen Einlage,“ fuhr der junge Offizier fort, der die Sache allgemach ernst werden sah, „wenn Sie die Güte haben wollten, wenigstens noch einige von diesen Goldstücken, die mir zur Zeit wirklich entbehrlich sind, in Empfang zu nehmen —“

„Gewiß will ich — o! und mit Freuden! Sie legen gleich mehrere Stufen zu Ihrer Glücksleiter auf einmal — so wird Ihnen der Erfolg um so weniger fehlen! So! und hier“ — sie nahm eine Visitenkarte aus ihrem Täschchen, die sie hastig mit ein paar Worten betitelte — „hier ist eine vorläufige Empfangsbescheinigung; das Weitere wird Ihnen seiner Zeit durch meinen alten getreuen Bolton, unsern ersten Buchhalter, zugehen. Ich erwarte nun bald fernere weitige Spareinlagen; denn ich bin von jetzt an Ihr Bankier, daß Sie's nur wissen!“

„Ein sehr jugendlicher und sehr liebenswürdiger Bankier,“ bestätigte der junge Krieger mit einem träumerischen Blick in das froh erregte liebreizende Gesicht seiner Reisegefährtin. „Aber wie soll ich Ihnen meine weiteren Zusendungen übermitteln?“

„Wie? Nun, das Einfachste wäre, Sie machten bei uns Besuch. Aber Papa liebt Ihren Stand nicht sehr — und im Vertrauen gesagt: wir haben mit meinem Schwager, der Offizier gewesen, allerlei trübe Erfahrungen gemacht. So bleibt es das Beste, Sie senden mir Ihre Einlagen direct brieflich und erhalten ebenso vierteljährlich Abrechnung.“

Der junge Lieutenant starrte die kleine geschäftsmäßig sprechende Elfe im Strohhütchen wieder einen Augenblick wie verzaubert an; dann, gleichsam aus einem Traum erwachend, da eben die Locomotive draußen ein helles langgedehntes Pfeifen ertönen ließ, stieß er hastig hervor: „Und werde ich Sie selbst niemals wieder sehen und sprechen können?“

„D doch!“ lächelte Rätchen fröhlich. „Zum Herbst werde ich, nach des Vaters und meinem eignen Wunsche, in der Gesellschaft auftreten; denn dann bin ich volle siebzehn Jahre alt. Da wird es nur an Ihnen liegen, wenn wir uns nicht wiedersehen.“

„Es soll nicht an mir liegen!“ betheuerte Herzfelden mit einem fast zärtlichen Blick auf seine holde Reisegefährtin.

Neues verstärktes Pfeifen; der Zug läßt an Schnelligkeit nach — wenige Sekunden später rollt er in einen Bahnhof hinein. „Station Hallersdorf! Zwei Minuten Aufenthalt!“ ruft der Schaffner und öffnet die Thür des Wagens. Der junge Krieger rafft seine Sachen an sich. „Ich schulde Ihnen eine unvergeßliche Stunde, gnädiges Fräulein,“ sprach er sich herzlich verabschiedend; „bewahren Sie mir ein freundliches Andenken bis auf Wiedersehen!“

„Das werde ich gewiß,“ sprach Rätchen mit einem rührend treuherzigen Blick aus ihren herrlichen blauen Augen. „Bauen Sie inzwischen nur fleißig an der Glückstreppe!“

Der junge Krieger nickte und trat zurück. Im nächsten Augenblick erscholl wieder die Ventilspeife, setzte sich der Zug rasselnd in Bewegung, fuhr schnaufend und fauchend ins sonnige Land hinaus. Wie ein Träumender starrte Herzfelden ihm nach.

(Fortsetzung folgt.)

Savoyardenliebe.

Novellette von Paul Altwater.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Abend erwartete Giacomo wie immer Theresa an der Hausthüre. Plötzlich hörte er mehrere Menschen die Treppe herabspringen, gellende Angstschreie ertönten, gefolgt von höhnischem Gelächter. Er drückte, von einer schrecklichen Ahnung geleitet, die Thüre auf, und ein „Gesù Maria!“ ausstößend, stand er mit einem einzigen Satze neben Theresa, welche mit aufgelösten Haaren, bleich vor Schrecken, an eine Säule des Portals lehnte und feuchend ihre angstgefüllten Augen nach der Treppe richtete.

Dort standen Federico und sein Freund, die begehrlichen Augen auf das in ihrer Erregung noch vielmal schönere Mädchen gerichtet. Kaum bemerkten sie Giacomo, als der Sohn des Hauses ihm, aufgeregt über diese Störung, zurief: „Diavolo, che ai a fare qui, sporca spazzacammino?“*

Giacomo antwortete nicht auf diese beleidigenden Worte und blickte den beiden Verfolgern Theresa's nur starr in die Augen, während seine Hand die Theresa's fest umschloß.

Als Federico sah, daß er damit Giacomo nicht zum Weichen brachte, drang er auf ihn ein und rüttelte ihn am Arme.

„Willst Du jetzt endlich machen, daß Du hier fortkommst, schmutziger Savoyarde!“ rief er mit heiserer, vor Wuth bebender Stimme und fuhr dann, als Giacomo sich nicht rührte, höhrend fort: „Nicht wahr, Dir gegenüber thut sie nicht so spröde, die Jungfer „Nontocatemi,“** wie gegen uns? Ihr Gefindel seid ja immer einig, die Herrschaften zu betrügen und was Ihr zusammenstiehlt, verjubelt Du Bursche nachher mit Deinem Savoyardenliebchen da — nicht wahr?“

„Savoyardenliebchen!“ richtig, das war das Wort, was er nicht hatte finden können, der arme Bursche — Theresa, sein Savoyardenliebchen, seine Braut, sein einstiges Weib! Und mit einem Male ward es hell in ihm, als habe plötzlich das goldene Morgenroth die tiefste, dunkelste Nacht verschleudert. Jetzt, ja jetzt wußte er, was er zu thun hatte, jetzt hatte er ein Recht, sein Lieb zu beschützen gegen Jedermann, und mit kräftigem Rucke Federico's Arm abschüttelnd, sagte er mit einem seligen Blick inniger Liebe zu Theresa: „Venite, Theresa, cara mia, vogliamo andare.“***

„Was, gehen?“ schrie ihn der Sohn des Hauses an, „das Mädchen bleibt hier und Du packst Dich.“

„Signor werden entschuldigen, das Mädchen geht mit mir,“ versetzte Giacomo ruhig aber fest und zog Theresa mit sanfter Gewalt fort.

Hätte der junge Wüstling nicht so gänzlich im Banne seiner Leidenschaft gelegen, so würde er aus Giacomo's starrem, entschlossenem Blick die Gefahr haben lesen können, die ihm im Falle eines Angriffs drohe, so aber in seiner frivolten Erregung Alles übersehend, jede Schicklichkeit, jedes Recht bei Seite setzend, stürzte er ihnen nach und ergriff Theresa, unter einem zischend hervorstosenden „hier geliebten, Dirne!“ rauh am Arme. In demselben Augenblick aber wurde er auch schon von Giacomo's starken Armen um die Hüften gepackt — ein einziges Heben, ein Senken, ein Schrei und Federico schlug dröhnend auf die Marmorfliesen des Portals nieder. Ehe noch dessen Freund, Maréchal, der bisher als stummer Zeuge und nur höhnisch lächelnd auf der Treppe gestanden hatte, ins Portal herabgesprungen kam, war Giacomo bereits zum Hause hinaus und um die nächste Ecke verschwunden.

Kein Laut war im ganzen Hause hörbar. Maréchal wußte, daß Federico's Eltern sich auf zwei Tage nach Triest begeben hatten und Niemand anwesend war. Er bückte sich und hob den Kopf des Darniederliegenden auf; eine große Blutlache wurde sichtbar. „Sind wir so weit, Freund?“ sagte er kalt und hämisch, den Kopf wieder fallen lassend. „Tant mieux! das erleichtert mir Manches.“

Mit diesen Worten sprang er zur Hausthüre, dort schnell den inneren Riegel vorschiebend. Gleich darauf wurde von außen dagegen gedrückt und Rufe nach Federico und Maréchal ertönten. Als nicht geöffnet wurde, entfernten sich die Rufenden mit den Worten: „Sie werden wol schon auf dem Marcusplatze sein.“

Inzwischen sprang Maréchal die Treppen hinauf in die Wohnung des Baudrien'schen Ehepaars, eilte aber nach kaum fünf Minuten wieder herunter, den Hut auf dem Kopfe. Den inneren Riegel leise zurückziehend, lugte er vorsichtig zur geöffneten Hausthüre hinaus und diese hinter sich wieder zuschließend, jagte er förmlich durch die Straßen, als gälte es Tod oder Leben.

Und er erreichte, was er wollte; er kam noch vor den zwei jungen Leuten, welche ihn und Federico hatten abholen

* „Zum Teufel, was hast Du hier zu thun, schmutziger Kaminsfeger?“

** „Nährmichnichtan.“

*** Komm, Theresa, meine Liebe, wir wollen gehen.

wollen, auf dem Marcusplatz an, so daß er ihnen, scheltend über ihr langes Ausbleiben, entgegenzugehen vermochte. Diese wußten nun, daß er nicht im Baudrien'schen Hause gewesen war und fanden dies noch durch Maréchal's Frage bestätigt: „Wo habt Ihr denn unseren Federico, meinen Bankier. Per Dio, ich habe keinen Kreuzer Geld mehr!“

„Mit keinem Auge gesehen,“ war die Antwort, und den abwesenden Federico zu erwarten, schritten sie über den Marcusplatz zum Café Florian.

In der Calle SS. Giovanni e Paolo, im Hause der Baudrien'schen Eheleute, war Alles still und einsam. Die Nacht zog herauf und mit ihr tiefe Dunkelheit. Nur ein bleicher Strahl des Mondes stahl sich durch eine Spalte der Hausthüre, hier in entsetzlicher Unheimlichkeit ein bleiches Antlitz beleuchtend, das, die Augen starr und gläsern, einem Manne angehörte, dessen Herz anscheinend zu schlagen längst aufgehört hatte. Federico Baudrien wurde vergebens am Marcusplatz erwartet, er lag hier kalt und todt und kein Athemzug schwellte mehr seine von so vielen Leidenschaften durchwühlte Brust.

Um Mitternacht aber nahten die Geister; sie gingen treppauf, treppab, Schränke und Thüren knarrten, Schlösser raffelten; es schleifte und schlürfte oben und unten, bald leuchtete es hier, bald dort in gewitterhaft flüchtigem Scheine, die Treppe erdröhnte von widerhallenden Tritten, im Keller schlürfte und schaufelte es. Plötzlich flog die Pforte nach dem Kanal auf, der Nachtwind zog pfeifend herein, noch einmal ein schweres Schlürfen und Schleifen, ein Klatschen im Wasser des Kanals, ein Gurgeln und Murren, und die Pforte schloß sich wieder; es schlug Eins, Alles war still und dunkel, wie zuvor.

Im Morgengrauen stießen Gondolieri mit ihren Rudern auf einen stillen Mann im Wasser und hoben ihn heraus. Federico Baudrien der Ermordete war es, und „Gesù Maria!“ ging es vor Schrecken von Mund zu Munde.

„Mord!“ schallte es durch die benachbarten Gassen und im Vorbeifahren rief ein Gondolier dem anderen das Schreckenswort zu. Und in der That, so günstig die engen Straßen und verschwiegenen Kanäle Venedigs der Ausführung von Verbrechen auch sein mögen, so ereignen sich solche doch äußerst selten. Um so größere Bestürzung erregte dieser Mord und Alles forschte aufgebracht nach dem Mörder. Hatte er doch auch alle Kostbarkeiten des Baudrien'schen Ehepaars, viel Geld und Juwelen geraubt, also ein doppeltes Verbrechen begangen.

Selbstankläuterung war man, als es gegen Abend hieß, der Mörder sei gefangen und auf die Frage: „Chi, chi?“** die Antwort wurde: „Ah un savoyardo, un spazzacammino.“*** Und als nun gar verlautete, Giacomo sei es, Giacomo, den viele Leute noch von der Zeit her kannten, da er noch il piccolo spazzacammino hieß, Giacomo, der nie Jemand etwas zu Leide gethan, den Alle, groß und klein, gern hatten, da schüttelte man die Köpfe und rief: „Non è possibile.“***

Indessen Giacomo, der arme Kaminsfeger, blieb verhaftet, und als der Tag der Aburtheilung kam, den die Regierung möglichst nahe gerückt hatte, um durch prompte Justiz abschreckend zu wirken, mußte selbst der Ungläubigste von dem Indicienbeweise überzeugt werden, der gegen den Angeklagten vorlag.

Giacomo selbst leugnete nicht, den Ermordeten zu Boden geworfen zu haben. Maréchal, des Letzteren Freund, den Giacomo als Zeuge aufrief, daß er sich und Theresa nur gegen Federico's Angriffe gewehrt und er diesen auch gar nicht tödtlich getroffen haben könne, schwor mit eiserner Stirne, diese Aussage sei eine freche Lüge und zwischen Giacomo und Theresa zu ihrer Entlastung ausgedacht. Er sei zur Zeit der That auf dem Marcusplatz gewesen, wie zwei junge Venetianer bestätigen könnten, die um dieselbe Zeit am Hause des Ermordeten gewesen und ihn am Marcusplatz wartend angetroffen hätten.

Beide Herren bestätigten Maréchal's Aussage und damit ergab sich Giacomo's Schuld wie von selbst.

Und dennoch, als Giacomo, der arme Savoyarde, von der strengen Gefängnißhaft entsetzlich bleich und abgemagert, in den Gerichtssaal trat, erhob sich ein Gemurmel tiefsten Mitleids und abemals ging es von Mund zu Mund: „Non è possibile!“

Aber was will die leicht irreführte Volksstimme gegen die logisch aufgebauten Argumente des Staatsanwalts bedeuten? Er erklärte den Fall so überzeugend, deducirte, an der Kette der Beweise Glied an Glied reihend, wie Giacomo später zurückgekehrt sei und alle Schränke des Baudrien'schen Ehepaars erbrochen und beraubt habe, wie er dann, gewahrend, daß Federico noch lebe, diesen, um sich sicher zu stellen, kaltblütig ins Wasser geworfen und den Raub irgendwo verborgen habe, vielleicht in einem der vielen nur ihm bekannten Kamine, und da es überdies erwiesen sei, daß ein anderer Mensch das Baudrien'sche Haus nicht betreten habe, dasselbe

* „Wer, wer ist's?“

** „Ach nur ein Savoyard, ein Kaminsfeger.“

*** „Es ist nicht möglich.“

sogar nur von Giacomo verschlossen worden sein könne, so dürfe an der Schuld Giacomo's kein Zweifel aufkommen.

Und nach dieser Darstellung zweifelte der Gerichtshof auch nicht mehr, sondern verurtheilte Giacomo, nach kurzer Berathung, zu lebenslänglichem schweren Kerker in Eisen, da er ihn nach dem Gesetze, mangels eines Geständnisses, nicht zum Tode verurtheilen konnte.

Giacomo stürzte beim Anhören dieses furchtbaren Urtheils mit einem schmerzlichen Aufschrei zu Boden; viele anwesende Frauen brachen in lautes Schluchzen aus.

Theresa aber kniete neben dem armen Burschen nieder und sein leblos scheinendes Haupt an ihre Brust bettend, vernahm auch sie ihr Urtheil, das, mangels hinreichender Beweise, auf Freisprechung lautete. Seltsamer Weise war es Maréchal gewesen, der für ihre Schuldlosigkeit eingetreten und alle Schuld auf Giacomo gewälzt hatte.

Ein Strahl der Freude, der Hoffnung belebte Theresa's weit geöffnete braune Augen bei dem Ausspruch des Gerichts. Sie also wenigstens war frei, sie konnte noch handeln für den Geliebten, und sich zu dem aus der Ohnmacht Erwachenden niederbeugend, flüsterte sie ihm liebevoll tröstende Worte zu. Und obgleich der arme Bursche sich wol selbst sagen mochte, daß ihm die schwache Kraft des guten Mädchens wenig nützen könne, der Gedanke, daß sie seiner gedenken und wenn möglich für ihn eintreten werde, tröstete ihn doch. Er richtete sich wieder auf, nahm Theresa in seine Arme und drückte unter Thränen einen langen, innigen Kuß auf ihren Scheitel. Das war sein Abschied, denn schon trat ein Gefangenwärter zwischen sie und führte ihn unter lauten, mitleidvollen Ausrufen des Publicums „poveri, poveri!“* fort. Theresa blickte ihm nach, die Hände gefaltet und unter heftigem Schluchzen, als aber die Thüre des Gerichtssaales sich hinter ihm schloß, schlüpfte sie eiligst hinweg, als ob sie einem bestimmten Plane folge.

Am nächsten Morgen fand man am Ufer der Lagune, nahe der Piazzetta, das Umschlagetuch Theresa's, daran ein Stückchen graues Papier mit einer Stecknadel geheftet, auf dem in unbeholfenen Schriftzügen stand: „Giacomo ist unschuldig, seine kleine Marmotta nun auch todt und darum will ich ebenfalls sterben.“ Die Flut mußte ihren Leichnam in's Meer hinausgetragen haben; das mitleidige Volk betete für die Arme einige Paternoster und Ave Maria.

Das Seltsamste bei diesem letzten Ereigniß war wol die Aufregung Maréchal's. Er rannte in größter Bestürzung umher und wollte absolut nicht an Theresa's Tod glauben. Bis her die größte Kaltblütigkeit und Ruhe bewahrend, zeigte er jetzt eine Unruhe und Aufgeregtheit, die ganz auffällig mit seiner früheren Haltung contrastirte. Vielleicht, ja wahrscheinlich hatte diesem cynischen Menschen Theresa gegenüber ein besseres Gefühl imgegewohnt. Vielleicht war es dieses Gefühl gewesen, das ihn bewogen, für des Mädchens Unschuld zu plaidiren und in ihm Absichten geweckt hatte, die, weit entfernt feindselig zu sein, Theresa vielleicht nur allzu freundlich erschienen sein würden. Dem hatte sie sich nun entzogen, Maréchal der Pein getäuschter Hoffnungen und eines bösen Gewissens überantwortend, das wegzuschmerzen ihm Theresa gerade gut genug gedünkt haben mochte.

Ja, wenn er ein solches Gewissen hatte! Und wenn er keines besaß, was war es denn, das ihm das abgehärmte Antlitz Theresa's stets vor die Augen zauberte bei Tag und Nacht, im Wachen und Schlafen, im Gehen und Stehen? Was anderes als das böse Gewissen konnte es sein, das ihn bei jedem Laut eines der vielen kleinen Knaben tödtlich erschrecken ließ, die, bald mit Fischen, bald mit Drangen, Mandeln, Karamellen oder dergleichen handelnd und ihre Waare ausrufend, ganz Venedig abfuchen und an allen Straßenecken Posto fassen? Was anders als das schlechteste Gewissen konnte ihn veranlassen, in jedem Gesichte dieser kleinen Verkäufer das Theresa's zu erkennen? Theresa und immer wieder Theresa! es wurde eine förmliche Fiction seinerseits, daß er in allen diesen kleinen Burschen Theresa zu erkennen glaubte, und sprach er einmal solch kleinen Muthwilligen mit dem Namen „Theresa“ an, flugs sprang dieser lachend hinweg und rief: „Un pazzo, vedette un pazzo.“***

Und ob er nun wollte oder nicht, immer schrak er zusammen, kreuzte einer dieser kleinen Burschen seinen Weg; er konnte sich von dem Gedanken nicht befreien, es sei Theresa, die ihm täglich in einer anderen Gestalt, stets aber mit derselben Stimme und mit denselben großen braunen melancholischen Augen folge. Saß er am Café Florian, seinen Sorbetto zu nehmen, sogleich rief es hinter ihm „caramelle, signor!“ stieg er in eine Gondel, schallte es ihm nach „pechi fresci, signor!“ stand er auf der Straße still, gleich nahte sich eine helle melodische Stimme, ihr „fulminanti, signor!“ hinausschmetternd, daß er zusammenzuckte, wie von einer Viper gestochen, und trat er in den ersten besten Laden, konnte er ebenso gewiß sein, daß gleich darauf die Thüre hinter ihm aufging und ein solcher kleiner Bursche sein „meloni, signor!“ hineinrief. Und in allen diesen Ausrufen war Theresa's Stimme versteckt — er schwor darauf, horchte

* „Die Armen, Armen.“

** „Ein Narr, geht her, ein Narr.“



Vom Bernauer Hussitenfest. Originalzeichnung von Franz Wittig.

darauf und hörte sie noch im Einschlafen, um sie im Erwachen auf's Neue unter seinen Fenstern zu vernehmen. Selbst wenn er sich von Venedig entfernte, um nach Triest zu fahren, wollte es ihm bedünken, der Küchenjunge auf dem Ueberfahrtdampfer sei Theresia; stieg er in Triest an's Land, flugs bot sich ihm ein kleiner Bursche an, sein Gepäck zu tragen oder dem Signor den Weg zu zeigen, und so unwahrscheinlich, fast unmöglich es auch war, bei ihm stand es fest, er glaubte auch in diesem Triestiner Burschen Theresia wiederzuerkennen, ja, es kam ihm vor, als ob ihm auch in Triest Theresia in Gestalt solcher kleinen dienstwilligen Burschen auf Schritt und Tritt folge; aber auch hier mußte er sich den schadenfrohen Ruf: „un pazzo, vedette un pazzo!“ gefallen lassen, wenn er es einmal versuchte, seiner Einbildung folgend, einen kleinen Burschen an's Kinn zu fassen und „Theresia“ anzureden. Es war ein Dasein zum Verzweifeln. Er mußte krank sein, es war nicht anders möglich; sein Blut machte ihm jedenfalls zu schaffen, „ein tüchtiger Aderlaß wird helfen,“ dachte er.

Der alte Doctor Levi — wer, der Venedig in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts besucht, hätte nicht von dem alten, gelehrten Doctor Levi gehört — ließ Maréchal zur Ader, noch einmal, zum dritten Male, um alles böse Blut fortzuschaffen, wie sich der alte Praktikus ausdrückte. Und ging dann Maréchal wieder aus — schmetterte ihm schon an der Hausthüre Theresia's Stimme jubelnd ein helles „fulminanti, signor!“ entgegen. Das böse Blut schien noch immer ihn zu quälen, aber der Doctor Levi schüttelte den Kopf bei Maréchal's Forderung nach weiterem Aderlaß und sagte: „Mein Herr, Ihr Leiden sitzt im Herzen und das Herzblut können wir nicht ablassen.“

Maréchal war nie sehr corpulent gewesen, aber diese offensibaren Hallucinationen ließen ihn in einigen Wochen zum Skelett abmagern. Ob er nun wollte oder nicht, gern oder ungern, er mußte fort von Venedig, das fühlte er, und zwar weit fort, wo er gar keinen italienischen Laut mehr hörte. Nach Paris, seiner eigentlichen Heimath, wollte er freilich nicht zurück, es mußte ihm dort nicht mehr behagen, aber Wien — richtig Wien, da läßt sich's lustig leben und fröhlich vergessen, was einmal vergangen ist. Also „auf nach Wien!“ Und Maréchal rüstete sich zur Reise, um Theresia's, der todtten Theresia Stimme zu entgehen. „Noch einige Tage der Vorbereitung oder Abende vielmehr, um die Geschäfte zu erledigen, und dann fort, nur fort, ehe es zu spät wird.“

So dachte er eines Abends, sich unruhig auf seinem Lager hin und her wälzend, als es plötzlich unter seinen Fenstern mit gellender Stimme, die aber dieses Mal von einer seltsamen Angst vibrirte, rief „fuoco, fuoco!“ Er sprang vom Bett an's Fenster, riß dieses heftig auf und „fuoco, fuoco!“ gellte es ihm abermals entgegen mit Theresia's Stimme. Gleich darauf erschallte derselbe Ruf von hundert anderen Stimmen. Maréchal blickte gen Himmel, er hörte ein seltsames Knistern, eben fuhr ein glühender Funke an seinem Gesicht vorbei. „Dio mio!“ rief er und verschwand vom Fenster; es brannte in dem Hause, worin seine Wohnung lag, und wer weiß, ob ihn dieses Mal nicht Theresia's vermeintliche Stimme vor einem entsetzlichen Feuertod bewahrt hatte!

Maréchal bewohnte zwei möblirte Zimmer bei einer Wittve, die sich und ihr Kind durch dieses Vermietthen und einen kleinen Handel ernährte. Er raffte nur seinen Handkoffer und eine kleine eiserne Cassette auf, nachdem er in Eile die besseren Kleidungsstücke angelegt — er wußte ja, daß ihm die steinernen Treppen in Venedig Zeit dazu ließen — und entfernte sich dann, seine sonstige Habe den Flammen überlassend. Sehr erstaunt war er, unten auf der Straße nicht von Theresia's Stimme wie sonst angerufen zu werden; seit langer Zeit war dies das erste Mal und er athmete wie erleichtert auf. Gleich darauf erschien die Feuerwehr und er wurde fortgedrängt. Inzwischen aber durchwühlte ein kleiner Drangenverkäufer in den Zimmern Maréchal's Kisten und Kasten, Kommoden und Schränke in sieberhafter Eile, doch er mußte nicht gefunden haben, was er suchte, denn enttäuschten Antlitzes zog er sich bald wieder zurück, die Thüre hinter sich zuziehend. Wie kam dieser kleine Bursche dahin und was war seine Absicht? Im Hause bekannt mußte er sein, weil er jetzt so behend hinabsprang und, im untersten Stock angelangt, der Hausbesitzerin half zu bergen, was vor dem anrückenden Feuer zu retten war. Glücklicherweise war der Brand in den Räumen ausgebrochen, welche nach der Seite des Kanals lagen; es konnten daher fast alle nur einigermaßen werthvolle Gegenstände durch die hinteren Fenster auf die Straße gebracht werden. Der kleine Drangenverkäufer schien unermüdetlich in seiner Hilfsleistung, ja, er hatte bei aller Arbeit noch Zeit übrig, der Hausbesitzerin Muth und Trost zuzusprechen; er mußte daher auf gutem Fuß mit derselben stehen, vielleicht Wohlthaten von ihr empfangen haben.

Raum waren die besten Gegenstände aus der Wohnung geborgen, da sprengte das Feuer auch schon die hinteren Fenster, der hierdurch verstärkte Luftzug jagte die Flamme weiter,

* „Feuer, Feuer!“

fürchterlicher Qualm erschwerte das Athmen und schleunigst verließ die Besitzerin des Hauses, jene Wittve, den letzten bisher verschonten Raum. Von dem jungen Drangenverkäufer gefolgt, stürzte sie weinend auf die Straße. Raum hatten die Beiden das Haus verlassen, da brach ein Theil des oberen Stockes zusammen und verschüttete die bisher noch freie Treppe vollständig; es konnte Niemand mehr hinauf noch herunter. Bei diesem Anblick mußte der Wittve plötzlich eine fürchterliche Erinnerung kommen, sich todesbleich umsehend, sagte sie zitternd, stotternd zu dem jungen Drangenverkäufer: „Du — Du hast doch das Kind fortgebracht?“

„Nein, Signora, Ihr habt mir nichts davon gesagt. Befand es sich denn im Hause?“

„Gesù Maria, mio fanciullo, mia Annetta!“* schrie darauf die Frau mit gellender, Alles übertönender Stimme. „Rettet, helft! mio fanciullo, mio fanciullo, misericordia, santa vergine!“**

„Was schreit Ihr denn, Frau?“ rief sie ein Feuerwehrmann an; „ist denn Euer Kind noch im Hause?“

„Dio mio, si signor, o Gesù Maria,“ antwortete die arme Frau klagend, in Verzweiflung die Hände gegen das Haus hinreckend.

„Aber diavolo, Frau,“ versetzte der Feuerwehrmann, „Ihr hattet doch wahrlich Zeit genug, das Kind fortzubringen.“

„O Gesù Maria, meine Sachen, meine Sachen!“ schluchzte sie nur als Antwort.

„Wegen der paar wurmfstichigen Möbel habt Ihr das Kind vergessen. Ihr seid mir eine schöne Mutter. Wo kann es stecken?“

„O Herr,“ drängte sich da der kleine Bursche, der Drangenverkäufer vor, „scheltet sie nicht, sie ist eine brave Frau; sie hat geglaubt, ich hätte das Kind zu ihrer Schwester gebracht. Es kommt sonst immer erst um neun Uhr nach Hause, weil die Frau einen kleinen Laden hat, den sie erst um diese Zeit schließt und inzwischen ist das Kind in der Nachbarschaft untergebracht.“

„Nun, dann wird das Kind auch noch dort sein, Frau,“ sagte der Feuerwehrmann beruhigend.

„Nein Herr! Meine Annetta war müde, und da habe ich sie in's Bett gebracht, im obern Stock. O Gesù Maria!“ stöhnte die Arme in fürchterlicher Seelenqual, und Alles fiel erschrocken, bedauernd, klagend mit ein.

„Könnt Ihr nicht helfen, Herr?“ fragte der Drangenverkäufer den Feuerwehrmann. „Das Kind schläft in einem Zimmer nach dieser Seite zu und seht, dorthin ist das Feuer noch nicht gedrungen — gewiß ist es noch zu retten.“

„Ja, ja, o Signor, helft, rettet mein Kind!“ rief die arme Mutter und streckte, niederknieend, die Arme dem Manne flehentlich entgegen.

Der Feuerwehrmann deutete achselzuckend nach oben und die Menschen unten beifanden nur zu sehr, daß hier Rettung so gut wie unmöglich sei, denn in demselben Augenblicke schlugen die Flammen herunter auf die noch freie Stelle, wo das Zimmer des Kindes liegen sollte; die Hitze wurde so sengend und die glühenden Kohlen fielen so dicht, daß selbst die Untenstehenden weiter zurückwichen. Wer konnte da hinauf, wo das Element so furchtbar wüthete und Rauch und Flammen in schrecklichem Gemisch jede Annäherung unmöglich machen mußten.

„Da — da!“ gellte es abermals von den Lippen der Frau. „O Gesù Maria, mio fanciullo, mio carissimo fanciullo! sante vergine hilf, hilf, Dio mio, rette mein Kind!“ schrie sie in namenloser Qual und deutete nach oben. Alles blickte hinauf und — Todtenstille trat ein; das Blut schloß in eines Jeden Adern zu erstarren, jeden Mund verschloß die fürchterliche Wahrnehmung: ein Kind von etwa fünf Jahren im weißen Hemdchen stand oben auf einem vorspringenden Steine der Brandmauer und deutlich hörte man sein unter Weinen hervorgestoßenes „O madre, carissima madre,*** hole mich doch, hole mich!“

Die Verzweiflung der Mutter stieg auf's Höchste; sie stürzte auf das Haus zu, sie wollte versuchen, ihr Kind zu retten oder mit ihm sterben.

Es bedurfte der kräftigsten Männerarme, die dem Wahnsinn nahe Mutter zurückzuhalten, denn es war ja nur zu offenbar, sie hätte sicheren Tod in den Flammen gefunden, ohne nur das Geringste zur Rettung ihres Kindes thun zu können. Sie rang mit den Männern unter unaufhörlichem Rufen nach ihrem Kinde, brach aber dann ohnmächtig zusammen; es war zu viel gewesen der Seelenqual und mit einem schrillen Schrei sank sie auf das Pflaster nieder.

In demselben Augenblicke öffneten sich die Menschenreihen, die Hüte flogen von den Köpfen und ein alter Herr in österreicher Uniform, einen Stern auf der Brust, trat heran. Es war der von allen Venetianern hochverehrte Erzherzog Rainer — Venedig stand damals noch unter österreicher Herrschaft — ihm zur Seite sein Sohn Friedrich; dieser führte eine Dame in silbergrau seidenem Kleide, eine

* „Jesus Maria, mein Kind, mein Kennchen.“

** „Mein Kind, mein Kind, Erbarmen, heilige Jungfrau.“

*** „O Mutter, allerbeste Mutter.“

wunderbar schöne Gestalt, am Arme, die Fürstin Theresia von Thurn und Taxis, die Mutter der Armen, wie sie in Venedig trotz ihrer Jugend schon allgemein hieß.

„O poveretta, was ist ihr?“ fragte diese, mit inniger Theilnahme in Blick und Stimme, indem sie auf die hingefunkene Frau zuellte.

Der Commandant der Feuerwehr trat militärisch grüßend heran, und mit den Worten: „die Mutter!“ deutete er nach oben, wo das Kind immer noch weinend nach dieser rief.

Die Fürstin wie ihre Begleiter blickten hinauf, und einen Schrei des Schreckens ausstößend, rief sie: „Allmächtiger Gott, ist denn das Kind nicht zu retten? Es wäre ja mehr als entsetzlich!“

Der Commandant entgegnete achselzuckend: „Unmöglich, illustrissima Principessa.“ Und als wollten die Flammen seine Worte bestätigen, züngelten sie nach dem Kinde hin, das, hiervon erschreckt, lauter weinte als zuvor und sich instinktmäßig in eine Nische der Brandmauer flüchtete. Sie bot der Kleinen hinreichend Platz, sich dort nach Kinderart niederzulassen, und die kleine Annetta starrte nun von hier aus herab in die Flammen. Wie lange konnte dies dauern? Ein stärkerer Windstoß nach dieser Richtung — bis jetzt hatte der Wind sich in entgegengesetzter bewegt und so dem Kinde das Athmen gestattet — mußte Rauch und Flammen der Nische zujagen und das arme Kind elend verbrennen — eine entsetzenerregende Situation.

Da, als ob des Kindes Schutzengel eben in sein junges Leben eingriffe, stürzten die oberen Stockwerke gänzlich zusammen und die untere Windströmung segte Rauch und Flammen dem Kanal zu; für das Kind war momentan nichts zu fürchten, wenn es sich in seiner Nische bewegungslos verhielt.

Aber das war nur eine momentane, scheinbare Besserung der Lage, dabei aber die Rettung des Kindes noch unmöglicher wie zuvor. Wie wollte man da hinauf gelangen in diese schwindelnde Höhe, an einer nackten glatten Brandmauer? Leitern anzustellen war undenkbar; sie konnten nur in das Feuermeer mitten hinein gestellt werden, und wenn dies wirklich unter Lebensgefahr gelang, würden sie sofort verkohlen, ehe ein Mensch auch nur zehn Sprossen erklimmen hätte. Und wie sollte dieser athmen, wo ihm die heiße Gluth schon bei der geringsten Annäherung brodelnd entgegenstiege. „Das Kind ist verloren!“ sagte der Commandant zur Fürstin. „Ehe wir da mit Leitern hinauf gelangen, vergehen bei solcher Gluth mehr als vierundzwanzig Stunden und bis dahin ist das Kind längst vor Schlaf und Ermattung herabgestürzt.“

„Tausend Gulden, wer das Kind rettet!“ rief der alte, gute Erzherzog Rainer, und „tausend Gulden!“ ging's von Mund zu Mund, eine ungeheure Summe für manchen der Zuschauer. Sie blickten alle hinauf, sie prüften, maßen die Höhe, ja sie näherten sich der lodernen Gluth, aber schnell wichen sie wieder zurück; sie erkannten, welches Loos ihrer bei einem Rettungsversuch harrete — kein Mann erhob sich, die tausend Gulden zu verdienen.

(Schluß folgt.)



Das Todtschweigen. Eine meiner Bekannten erzählte jüngst eine sie angehende ärgerliche Geschichte, in der schlecht gewählte Ausdrücke, Mißverständnisse, Empfindlichkeit und Kränkung eine Rolle spielten. „Und was thaten Sie,“ so fragte ich, „zur Ausgleichung der Angelegenheit?“ — „Was ich that? Ei nun, ich habe die Sache einfach tobtgeschwiegen!“

Einfach tobtgeschwiegen! Welch ein gewaltthätiges, grausames, feiges, thörichtes Wort! Als ob irgend ein Irrthum, ein Argwohn, ein Zweifel, der vielleicht viele lange Jahre eines Menschenlebens vergiftet und den eine einzige freie und warme Aussprache berechtigen würde, durch Schweigen aus der Welt geschafft werden könnte; — als ob jemals die schwarze Wolke, die über manchem Dasein hängt, vorüberzüge, wenn der Bedrohte sie aus dem Kreise seiner Besprechungen und selbst Gedanken verbannt, es sorgfältig vermeidet, das unheimliche Gespenst seiner bedenklichen Lage beim Namen zu nennen. Nein, wahrlich! Die bösen Dinge alle, die sich hindern, entfremden, verhängnisvoll in menschliches Leben und menschlichen Verkehr drängen, weichen gar oft, wie Nebel vor der Sonne, dem lebendigen, herzlichen Wort der Verständigung, niemals aber werden sie durch Schweigen beseitigt, und wenn irgend etwas in der Welt tobtgeschwiegen wird, so ist es leider nur zu oft Frieden und Ehre.

Mit tiefer Erschütterung vernahmen wir alle erst vor kurzem von einer entsetzlichen Katastrophe, die über einen bisher hochgeachteten Bewohner unserer Hauptstadt hereingebrochen. Eine traurige Geschichte entrollte sich da vor uns von jahrelangen, aufreibenden Sorgen, wachsenden Verlegenheiten und krampfhaften, stets schließlagenden Versuchen, ihnen durch gewagte Unternehmungen abzuhelfen, von Rathlosigkeit und Verzweiflung, Vertrauensbruch und — Selbstanklage. Und die Gattin, so lauten die öffentlichen Berichte, wußte und ahnte nichts, bis das Schreckliche sich vollzogen hatte. Kannst Du errathen, geneigte Leserin, was diese letzteren Worte bedeuten? Sie

befangt, daß auch hier ein Unglücklicher sich mit dem Wahne trug, seine gefährliche Lage todtschweigen zu können; daß er den Segen von sich wies, das bebrängte Herz am Bufen einer treuen Gattin auszuschnitten, ihr nicht gestattete, in gemeinsamem Ueberlegen und Handeln, mit ihm die Situation klar zu erfassen und kräftig zu bewältigen. Er schloß sie von Anfang an aus seinem Vertrauen aus, verschmähte ihren Rath und ihre Hilfe, in dem seltsamen Wahne, den Seinen den Frieden zu erhalten, während doch all die Zeit hindurch grade sein verschlossenes, gedrücktes oder unnatürlich gereiztes Wesen, grade seine Scheu vor jeder Auseinandersetzung und vor dem Alleinsein mit der Gattin wie eine schwüle Gewitter-Atmosphäre über den Räumen seines Hauses lastete und alle Freude, alles Behagen daraus verbannte. O, daß er geredet hätte, da es noch Zeit war! Die Liebe einer Frau und Mutter ist scharfsichtig und erfindertisch, sie hätte im Verein mit ihm wol noch Mittel eronnen, dem Entsetzlichen entgegenzuarbeiten, es wäre nimmer, nimmer so weit gekommen, daß sie mit den schullosen Kindern verarmt und hoffnungslos das Haus zu verlassen hatte; er aber trüge für den Rest seines Lebens nicht das zermalmende Bewußtsein, sich und die Seinen um Glück, Zukunft und Ehre durch Schweigen gebracht zu haben.

Solcher Tragödien, in denen Menschenglück und Frieden dem unseligen Schweigen zum Opfer fallen, spielen sich unendlich viele in der Welt ab, wenn sie auch nicht immer einen gleich erschütternden Abschluß finden. Wie die zwei Königskinder, die einander so lieb hatten und doch über das tiefe Wasser nicht zusammenkommen konnten, so leben oft zwei so nebeneinander hin und könnten, eins durch das andre, so glücklich sein, und sind doch so elend, so getrennt, als wäre das tiefste Wasser zwischen ihnen; es ist aber nur der Bann des Schweigens, der sie auseinanderhält. Ich kannte ein solches Paar. Es war den Jahren nach etwas ungleich, er ein ernster, gereifter Mann, sie noch ein kindliches, reizend blühendes Wesen. Aber wie liebten die Beiden einander! Wie sah der Mann in dem Weisig dieses jungen Herzens seine kühnsten Träume verwirklicht, die junge Frau in ihrem Gatten den Inbegriff alles Herrlichen und Vollendeten! Eines Tages aber fiel dem Letzteren ein Blatt in die Hand, das mit Versen, leidenschaftlichen Ergüssen unbefriedigter Sehnsucht und hoffnungsloser entgender Liebe beschriebenen war, beschriebenen von der Hand seiner Gattin. Schon vor Jahren, da sie noch ein Schulmädchen war, hatte diese die Verse, die ihrem damaligen ungebildeten Geschmack Meisterwerke der Poesie dünkten, irgendwo abgeschrieben und ganz zufällig bis jetzt aufbewahrt; der Unglückliche aber, der sie fand, sah in ihnen den Ausdruck der augenblicklichen Stimmung, der schmerzvollen Entbehrung, unter der seine Frau litt an seiner, des älteren Mannes Seite, — das Todesurtheil seines Glückes. „O, wie konnte ich ihre Heiterkeit, ihr liebevolles Wesen für Wahrheit halten, wie konnte ich so vermessen sein, dies blühende Leben an das meine zu fesseln! Wolan: kann ich den unseligen Bund nicht lösen, so will ich doch alles thun, ihr die Fesseln minder brüderlich zu machen, will fernerhin ihre Liebe nicht begehren und ihr die meinige nicht aufdrängen.“ Solches war sein Gedankengang, und von Stunde an sein Bemühen darauf gerichtet, die Fülle der Liebe und das Uebermaß des Schmerzes, die ihn besaßen, unter der Masse starrer Gleichgültigkeit zu verbergen. Und die junge Frau, die mit all ihrer Armuth und Zärtlichkeit den düstern Ernst von der Stirn des Gatten nicht mehr verschauen konnte, die es aus seiner entsetzlichen Ruhe und Gemessenheit so eifrig kalt anwehte, sie sagte sich bald mit blutendem Herzen: „Ich bin ihm zu einfach, zu unbedeutend. Wie konnte ich je hoffen, einem solchen Manne zu genügen, ihn glücklich zu machen! Er hat das Verfehlt seiner Wahl erkannt und es ist zu spät, sie rückgängig zu machen; wolan: so soll ihn wenigstens meine Liebe nicht belästigen, der Anblick meines Leidens nicht beunruhigen. Still und unbemerkt werde ich leiden, entsagen!“ So haben denn die Beiden neben einander gelebt, Jahre auf Jahre, in verzehrender Sehnsucht, in schmerzhaftem Entbehren und das eine, erlösende Wort nicht finden können, das sie zu namenlosem Glück vereinigt hätte, „sie konnten zusammen nicht kommen!“ bis endlich der nahende Tod des Gatten das Segel brach und sie, leider zu spät, inne wurden, wach eine Welt von Seligkeit, wie viele schöne, unerregliche Jahre der innigsten Zufriedenheit sie ihr Schweigen gekostet.

Ein göttlicher Segen ruht auf dem Worte, das vom Herzen kommt und sich zum Herzen wendet. Was auch die Volksweisheit in manchem Sprichwort, der Dichter in manchem schwungvollen Verse zum Lobe des Schweigens sage, — alle jene Sprüche und Strophen sind doch nichts weiter als Warnungen vor dem Mißbrauch einer köstlichen Gottesgabe oder die Summe trüber Erfahrungen an Welt und Menschen. Das „Si tacuissos“ des Lateiners, so berechtigt es bei Vielen sein mag, die durch eine einzige unbedachte Rede ihren Klugheits-Nimbus einbüßten, darf uns nicht bestimmen, den freien, unbefangenen Austausch der Gedanken zu unterdrücken und die bedenkliche stumme Rolle zu übernehmen, in der es für Jeden eine offene Frage bleibt, ob wir nicht reden wollen, oder nichts zu reden wissen. „Gott nur siehet das Herz; drum eben, weil Gott nur das Herz siehet, Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehen!“ sagt der Dichter und ermahnt uns dadurch, nach Können und Wissen unser Scherstein zur allgemeinen Unterhaltung beizutragen. Jeder gebe dazu, was er vermag, und wenn es nicht gerade gegeben und wolerwogen, wenn es nur erträglich ist, so wird es doch immerhin belebender und anregender wirken, als der leise Flügeltschlag des Engels, der, Freude und Behagen tödtend, in einer Gesellschaft von Schweigern durch das Zimmer schwebt. Und wenn uns ein Dichter in tieferegreifenden Worten empfiehlt, all unser Leid und unsre Lust dem Licht der Sterne zu vertrauen, dann sagen wir uns: „Armer, armer Mann, der Du kein Auge weisest, das bei Deinem Glück höher erglänzt, bei Deinem Schmerz sich feuchtet, — der nicht an theilnehmender Brust, sondern still und ungehört sich ausweint und auch die Freude nicht ausjubeln mag, damit der Leid nicht Zeuge davon sei; wir wenden uns mit offenem Wort, mit warmer, herzlicher Mittheilung an menschliches Empfinden, ob auch so manche Täuschung uns begegne, wir wollen, wir mögen unser Herz nicht vor den Menschen schweigend verschließen, denn, der Dichter bekennt es selbst, über solchem Schweigen kann es „in tausend Stücke brechen.“ Folgen wir einem andern Dichter, obwohl er uns auf den stillen Friedhof führt. Hier stehen ihrer Viele an Gräbern und klagen, klagen um den Verlust derer, die da unten schlummern, aber mehr noch um das, was sie ihnen zu Leid gethan. „O Gott, es war nicht böse gemeint!“ sagen sie sich, aber das Gewissen schweigt nicht und erzählt auch von Unterlassungssünden. Hier ruht eine alte Frau, eine Mutter, und die Trauernde, die an ihrem Grabe weint, ist ihre Tochter, bei der sie die letzten Lebensjahre verbrachte. Tausend liebe, zärtliche Worte ruft diese der Todten in die kühle Erde nach, ja, alle die kindlichen, herzlichen Worte, die sie der Lebenden nicht gegönnt, wiewol sie wußte, daß grade nach ihnen die Greisin sich schmerzlich sehnte. „Es ist einmal nicht meine Art, Du mußt auf solche Thorheiten verzichten,“ pflegte sie ihr zu sagen und blieb kühl und schroff und lieb

das treueste Herz, das Gott ihr gegeben, an Liebe darben. Jetzt möchte sie den Sonnenschein, den sie diesem Leben versagt, in die dunkle Tiefe nachsehen; umsonst, die Todte hört sie nicht, die Lebende aber trägt an dem Bewußtsein dessen, was sie schweigend gesündigt, bis an ihr Ende: sie hat ihren Frieden todtschweigen. Weiterhin klagt ein Mann an dem Hügel eines alten Freundes, der nach mühseliger Pilgerfahrt hier endlich Ruhe gefunden. „O Gott, es war nicht böse gemeint!“ jagt dieser Trauernde mit heißen Zähren, und er that doch nichts, als daß er einen Brief, einen einzigen, nicht beantwortete. Aber dieser Brief war ein Schrei der Noth, mit dem sich der Arme an das Herz des Freundes gewandt, das Ausbleiben der sicher erwarteten Antwort die letzte und bitterste Kränkung, die dieses arme Herz erduldet, der Gedanke, auch vom Freunde verlassen und verachtet zu sein, sein Begleiter in die Ewigkeit. „O Gott, ich hab's nicht böse gemeint!“ schluchzt der Mann am Grabe, „ich konnte ja nicht helfen, meinte, daß Worte hier nicht dienen könnten, fand es so schwer, eine abschlägige Antwort zu schreiben!“ — ja, und doch hätten Worte hier gebietet, ein gebeugtes Herz aufzurichten, ihm den Glauben, die Selbstachtung zu erhalten und wenn sie auch die Verweigerung des Erbtenen enthielten. Sie alle, die da weinen um Worte, die sie sprechen sollten und nicht sprachen, sie alle, die durch Schweigen das Leben theurer Menschen verödeten, sie meinten es nicht böse, und doch — der Andre geht und klagt.

„O Lieb, so lang Du lieben kannst, o Lieb, so lang Du lieben magst!“ singt der Dichter. Wir aber fügen hinzu: Lasse Deine Liebe nicht allein in Werken, lasse sie auch in guten, wohlthuenden Worten ausstrahlen, erquide die Herzen, löse die Zweifel und Irrthümer, warne die Bedrohlichen, belehre die Unkundigen. Denn das Wort war am Anfang bei Gott und kommt von Gott und ist die herrlichste aller Himmelsgaben, in der That das lebendige Wasser, das der Herr einst den Gläubigen verhieß; — im Schweigen aber ist Tod, ist Vernichtung. E. Ludwig.

Frauenheim. Unsere Leserinnen werden sich einer Mittheilung erinnern, die wir seiner Zeit über die humanen Bestrebungen eines Frauen-Vereins in Görlitz brachten, für alleinstehende mittellose Frauen daselbst eine Heimstätte zu gründen. Diese rühmlichen Bemühungen sind inzwischen mit dem endlichen Erfolge gekrönt. Reichlich unterstützt durch die Theilnahme der Kaiserin, der Communalstände der Oberlausitz, des vaterländischen Frauen-Vereins zu Breslau und vieler gütiger menschenfreundlicher Geber aus Stadt und Land hat der Verein das geplante Frauenheim wirklich errichtet und am 2. Juli unter allseitiger Theilnahme feierlich eröffnet können — ein schönes Denkmal edler Menschenliebe und Barmherzigkeit.

Die Kurzsichtigkeit der Kinder. Die traurigen Ergebnisse der Untersuchungen, welche unsere berühmtesten Augenärzte unter unserer Schuljugend angestellt, sind in aller Munde und erregen das Herz aller gewissenhaften Eltern. Ist es doch wahrhaft entsetzlich, daß von den Besuchern höherer Schulen durchschnittlich 75 Procent ihre normale Sehkraft einbüßen! Der Grund des Uebels liegt nachweislich in der schlechten Haltung, im Krümmen des Knaben, des Mädchens. Das dem Buche allzusehr genäherte Auge ermüdet krankhaft und erleidet den jetzt so äußerst verbreiteten Kampf des Accommodations-Apparates, aus welchem der Verlust normaler Sehkraft mit Nothwendigkeit resultirt.

Das wichtigste Gegenmittel ist und bleibt immer ein Apparat, der den Körper hinlänglich stützt, um ihm die Neigung auf's Buch zu benehmen, und unter den vielen, zu diesem Zweck erfindenen Apparaten verdient, ihrer Einfachheit und Zweckmäßigkeit wegen, die Schreiber- und Lesestühle von F. Sönnicken in Bonn dringlichste Empfehlung; wie sie denn auch gemäß amtlicher Anweisung in vielen Schulen bereits Einführung gefunden hat. Durch leichte Hergeftellte kleine Maschinerie (zum Preise von 30 Pfennigen bis 1 M. 50 Pf.) das gebückte Stitzen beim Schreiben, Zeichnen, Nähen, Sticken u. s. w. und damit nicht nur die entstehende Kurzsichtigkeit, sondern auch jene jetzt so furchtbar zahlreich verbreitete Verkrümmung der Wirbelsäule, die nach ärztlicher Untersuchung namentlich bei Mädchen eine zehnmal häufigere ist als bei Knaben. Welch ein Warnruf für Mütter!

Unsere Illustrationen.

Ziegenhandel. (Siehe die Illustration.) Ziegenhändler halten mit ihrer Herde auf dem Gemeinde-Anger kurze Rast: ein wichtiger Moment für die Bewohner der strohgedeckten Hütten, um vom alten wolbekannten Händler eine neue Milchziege einzuholen und so dem Hause eine der unentbehrlichsten Nahrungsquellen von Neuem zu sichern. Und nun sind sie endlich da, und der Anger gefaltet sich zum Schauplatz lebendigsten Treibens. Wie hat der Waler das dem Leben abgelauscht! Der Auftrieb muß diesmal besonders gut gewesen sein, denn nur wenige der stattlichen gehörnten Thiere sind noch übrig, und auch von diesen sucht noch eine junge Hausfrau eine eben erstandene schöne schneeweiße Ziege beiseit von der Herde zu trennen. Und diese prächtige Alte, die da so sachverständig noch um ein kräftiges weißbuntes Thier feilscht und, seiner augenblicklichen Magerkeit wegen, etwas am Preise abbinden möchte; dieser gelassene alte Händler, der mit ein paar treuherzigen Worten die Preiswürdigkeit des Thieres constatirt; diese zuschauenden, im Anblick der gehörnten Lieblinge ganz verunkelten Kinder; die Gruppe im Hintergrunde, wo vor einem stattlichen Bauernhause der zweite Händler den ausbedungenen Verkaufspreis in Empfang nimmt — alles das gibt ein so lebenswahres, traulich anheimelndes Bild — ein echter vollwertiger Weyerheim!

Vom Bernauer Hussitenfest. In dem Städtchen Bernau, das nicht weit von Berlin liegt, wurde am 15. Mai dieses Jahres mit großem Gepränge das „Hussitenfest“ gefeiert. Die Feier galt der Schlacht, in welcher im Frühjahr 1432 ein Hussitenheer, das verwüstend in die Mark eingezogen war, vor den Thoren Bernau's von den tapferen Bernauer Bürgern, unter Beistand des Markgrafen Johann von Brandenburg, gänzlich besiegt wurde. Alljährlich findet in Bernau, dem Siegestag zu Ehren, eine kleine Festlichkeit statt; zur Feier des vierhundertundzünftzigsten Jahrestages aber waren außerordentliche Vorbereitungen getroffen worden.

Der als Cheiniker, wie als Verfasser humoristischer Poesien gleich wolberufene Dr. Emil Jacobsen in Berlin, der zugleich auch in Bernau angefahren ist, war der eigentliche Vater des Festes. Von ihm ging die Idee aus, dasselbe zu einem Costümfest im Charakter des 15. Jahrhunderts zu machen und mit unermüdetem Eifer sorgte er für die Durchführung desselben.

Am Morgen des 15. Mai prangte Bernau im festlichen Schmuck von Girlanden und Fahnen, und eine Volksmenge, wie das Städtchen sie vielleicht noch nie innerhalb seiner Ringmauer — sie ist zum Theil auch jetzt noch vorhanden — gesehen hat, erfüllte die Straßen. Sonderbare Gestalten aber aus der Hussitenzeit kamen aller Orten zum Vorschein und erregten unermessliches Staunen.

Der Kronprinz des deutschen Reiches und die Frau Kronprinzessin hatten ihre Anwesenheit bei dem Fest zugesagt und waren erschienen. Zugleich mit den hohen Herrschaften kam von Berlin eine Deputation des Magistrats, an der Spitze derselben der Oberbürgermeister von Forckenbeck.

Innerhalb des alten Stadthores, welches das Königsthor genannt wird, war ein Pöbium errichtet für die Ehrenjungfrauen (unser Bild stellt dieselben dar, zum Empfange des Kronprinzlichen Paars sich ordnend). Sie waren aber nicht, wie sonst Ehrenjungfrauen, einfach weiß gekleidet, sondern angehan mit der deutschen Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts, wie sie in Bernau üblich gewesen sein mag zur Zeit der Hussitenschlacht. Sie trugen lange, seitlich geraffte Schleppekleider, größtentheils von lichten Farben, mit aufgeschnittenen, tief herabhängenden Oberärmeln (sogenannten Jabel-Aermeln) und engen Aermeln darunter, auf dem Kopf die Hauben der damaligen Zeit in zwei Formen, hoch und spitz, von einem Kinnbände festgehalten, und niedrig und breit, auf der Mitte des Kopfes etwas eingebogen und durch eine Schnur um den Kopf zusammengezogen, an den Hüften die sonderbaren Schnabelschuhe, wie sie aus alten Bildern bekannt sind. Drei der Jungfrauen trugen in dem frei herabfließenden Haare Kränze von Hopfenblüthen, anspielend damit auf die große Bedeutung, welche vor Zeiten der Hopfenbau für Bernau hatte. Gab es doch eine Zeit, da das Bernauer Bier in außerordentlichem Ruf stand und spielt es doch eine Rolle auch in der Sage, welche sich um die Hussitenschlacht gewoben hat.

Die acht anmuthigen Jungfrauen in ihrer so kleidsamen alterthümlichen Tracht boten einen reizenden Anblick dar. Auch die hohen Gäste schienen durch dieses Bild angenehm überrascht zu sein. Huldboll und freundlich nahmen sie die ihnen dargebrachte Hulbigung entgegen: Begrüßung durch ein Gedicht, das an den Kronprinzen gerichtet war, und Blumensträuße, welche der Frau Kronprinzessin und der Prinzessin Victoria überreicht wurden.

Nachdem dieser Act vorüber war, begaben die hohen Gäste sich nach der Kirche, in welcher der Festgottesdienst stattfand, und alsdann nach dem Rathhause, um von dort aus den historischen Festzug anzusehen. Derselbe war in allen seinen Abtheilungen trefflich gelungen. Es gab prächtige Gestalten unter den Brandenburgischen Kriegern sowol, die hoch zu Ross der Wartgraf Johann führte, wie unter den ehrbaren und muthigen Bernauer Bürgern, die, so gut sie es vermochten, gegen den wilden Feind sich gewappnet hatten. Das meiste Interesse erregten aber doch, durch ihre Fremdartigkeit und Wildheit, die Hussiten. Sie waren außerordentlich „echt,“ grauam und schrecklich, in Kleidung und Bewaffnung wie in Färbung und Ausdruck der Gesichter gleich furchtbar. Auch ein paar Hussitinnen waren unter ihnen und gaben an seltsamen Eigenschaften und historischer Treue den Männern nichts nach. Mit einem Wort: es war eine unvergleichlich wüste Horde. Man hätte sich fürchten können vor ihnen, wenn man nicht durch alle Wildheit und Grausamkeit hindurch einige Gesichter guter Freunde erkannt hätte. Drehhundert Personen etwa nahmen als Darstellende an dem Festzuge Theil, fast ohne Ausnahme Berliner Künstler und Kunstschüler.

Zweimal mußte das ganze Heer vorbeiziehen an dem kronprinzlichen Paare, das mit offenbarem Vergnügen zuschaute. Dann war die offizielle Feier zu Ende, aber ein fröhliches Festtreiben war in dem Städtchen an der Panke bis tief in die Nacht hinein. Das Ganze war so trefflich ausgefallen, daß es wol als das Beste gelten kann von Allem, was seit langen Jahren der Art veranstaltet worden ist. In Scene gesetzt war es mit bescheidenen Mitteln, aber von Seiten Aller, die ersinnend oder ausführend daran mitgewirkt haben, mit Lust und Liebe zur Sache, mit Verständnis für dieselbe und mit ausdauerndem Fleiß. J. Trojan.

Ueber Trauerkleidung.

„Wenn der Sonnenschein des Lebens der Nacht gewichen ist, so kleidet sich das Leben in die Farbe der Nacht: in Schwarz.“ So präcisiert K. von Jhering die Bedeutung der Trauerkleider, von denen er freilich auch mit einigem Sarkasmus behauptet, sie seien nicht des Trauernden, sondern dritter Personen wegen da und kehrten ihr Antlitz wie eine unablässig in Erinnerung gebrachte Todesanzeige der Außenwelt zu.

Woher die Sitte schwarzer Trauerkleider stammt, dürfte sich schwer ermitteln lassen; thatsächlich kleiden sich die Culturvölker seit Jahrhunderten in die Farbe der Nacht, um der Stimmung der Trauernden der Welt gegenüber symbolisch Ausdruck zu geben. Noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts bestand in Frankreich die Hoftrauer in weißer Kleidung, während der Monarch selber Roth oder Violet trug. Die Griechen trauerten in Weiß, die Römer je nach der Regierungsvoorschrift in weißer, schwarzer oder blauer Farbe. Andere Völker wählten Grau oder Weiß, selbst die rothe Farbe als stumme Manifestation ihrer Trauer, während die Japaner durch schwarze Gewandung nur höchster Freude Ausdruck geben.

Mag man auch bemüht sein, die Sitte der Trauerkleidung zu gefährden und zu profaniren, das edle und richtige Gefühl der Frauen wird dies eben nur als Kritik von Sophisten auffassen. Wir trauern, b. h. wir hüllen uns in die Farbe, die unserem Gemüth Bedürfnis ist, nachdem der Sonnenschein des Lebens von uns gewichen ist.

Es liegt nicht in unserer Absicht, über die verschiedenen Grade und die Zeitdauer der äußeren Trauer zu sprechen, unsere Aufgabe ist es vielmehr, der Trauerkleidung einige Aufmerksamkeit zuzuwenden, die, wenn auch nicht stricte der neuesten Mode folgend, doch mit dieser Hand in Hand geht. Daß die für die Trauerzeit bestimmte schwarze Kleidung durch strengere Einfachheit sich von der schwarzen Straßen- und Gesellschafts-toilette unterscheidet, liegt auf der Hand. Es ist indeß keineswegs Sitte oder Vorschrift, einer quaderhaften Costümrung sich unterzuordnen. Das ästhetische Gefühl wird bei der Wahl selbst kostbarer moderner Stoffe von selbst alles übertriebene Weiwert, den Stempel der Modesaison vermeiden, denn dadurch würde die Trauer-toilette sich dem Gesellschaftsansatz gleichstellen.

Für ganz tiefe Trauer (um die nächsten Angehörigen) gilt es als Brauch, stumpfe schwarze Wollstoffe anzulegen. Dazu rechnen wir Kaßmir, Wollpopelkne, Wollens-Graße und voile; als Garnitur für diese Stoffe wählt man gewöhnlich den englischen doppelten oder einfachen Graße, Blenden und Volants aus dem Stoff des Kleides, Hüfchen aus Graße für den Halsauschnitt und die Aermel. Ältere Damen oder Wittwen, wenn sie den Gatten betrauern, legen vorzugsweise

weite faltige Kleidung an, dazu als Umhang ein schwarzes Rajshmir-
tuch und die Schneebhaube aus schwarzem Crèpe. Jüngere Frauen,
Mädchen halten nicht so streng an diesem Miß der Einfachheit,
wenn auch für sie obige Stoffe in der Zeit der ersten Trauer maß-
gebend sind.

Die Hüte der älteren Damen, welche aus Crèpe, Rajshmir und
Crèpegarnitur gefertigt werden, sind in der Regel mit langem Crèpe-
schleier ausgestattet; bei weniger tiefer Trauer, deren Grabation sich
nach dem verwandtschaftlichen Verhältnisse des Verstorbenen richtet,
wählt man auch Blumen aus schwarzem stumpfen Seidenstoff, Trau-
ben aus stumpfem Material, Reppband u. s. w. Schwarze Seiden-
handschuhe und solche von bänischem Leder gelten als Bedingung für
die tiefe, schwarze Glacehandschuhe für die spätere Trauerzeit oder
für die Conventientrauer und die Condoleszenzen.

Selbstverständlich kann eine Trauerkleidung nach jedem der vielen
Costüme des Bazar angefertigt werden; momentan ist die Mode der
glatten Röcke mit schmaler Garnitur am unteren Rande, Paniers
oder Drapirung und hinterem gefalteten Lunkeitheil ganz besonders
günstig für die schwarze Kleidung aus schweren Stoffen. Dazu
kommt die Vorliebe für schwarze Wollensätze, wie Soutache, tresse
hongroise, tresse impériale, tresse crochet und Lige in verschiedenen
Breiten, die sämmtlich dem Anzug einen ebenso gebiegenen wie ein-
fachen Anspatz geben. Reicher noch sind Soutache-Verzahnungen,
die in Vorbürden, kegelförmigen Figuren, Blumen, Blättern und
Schneckenbeiseln exquisit erscheinen. Die runde Wollenschnur, die
eclige Soutache und die seine flache Wollenschnur eignen sich ver-
möge ihrer Biegsamkeit ganz besonders hierzu. Neuerdings ist
für die Trauertollette die Polonaise, vorn offen, einem Redingote
ähnlich, sehr in Aufnahme gekommen. Dieses Kleidungsstück ist
in Folge seines bequemen Sitzens, besonders für Reisen, den Aufent-
halt im Bade, zur Promenade u. zu empfehlen; überdies läßt
es einen Umhang durchaus entbehren, sofern die Witterung es
gestattet. Zur Trauerkleidung, die um entferntere Verwandte ange-
legt wird, sind, außer oben genannten, auch andere schwarze Stoffe,
wie Wollensätze, Grenadine, Satin, gemusterte oder brochirte Stoffe
gestattet. Die Garnitur wird auch hier nicht mehr so streng ver-
mieden, wenigleich Spitzen, Perlen und bergl. nicht das Ma-
terial bilden dürfen. Stidereien von schwarzer Seide, wie sie
augenblicklich zu Rajshmirkleidern auf Rajshmir, zu Kleidern von
leichten Stoffen auf Grenadine gearbeitet, sehr beliebt sind, liefern
hier den passendsten Anspatz. Kravatten von stumpfer Seide, Zet-
schmuck, kleine Pelzinnen aus Chenille oder spanischer Spitze werden
hierzu getragen. Auch für die Taschentücher in der Trauerzeit hat
die Mode geort; man hat solche mit breitem schwarzen Rand, für
elegante Toilette mit breiter oder schmalerer schwarzer Chantilly-
spitze. Den Namen stidt man gewöhnlich mit schwarzer Seide ein,
jede andere Verzierung gilt als unsittlich. Daß im Verkehr mit
den Bekannten auch Visitenarten, Briefbogen, Couverts das Trauer-
zeichen, einen schwarzen Rand, tragen, ist nicht allgemein üblich
und bleibt dem persönlichen Willen freigestellt. Sämmtliche für
Trauerkleidung erforderliche Garderoben-Gegenstände sind in dem
Trauermagazin von D. Weber, Berlin, Mohrenstr. 35, vorrätig.

Praktische Mittheilungen über Ausstattungen.

Sie dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt in reinlich geklättem Schrein
Die schneidige Wolle, den schimmernden Lein.

Die typisch gewordene Wortmalerei unseres Dichters ist mit
der Signatur der heutigen Zeit nicht vollständig mehr in Einklang
zu bringen, denn das Symbol vollständigen Fleißes, das Spinn-
rad, ist durch die Maschinenspinnerei unserer Generation nur noch
ein ehrwürdiger, fast mythischer Gegenstand geworden. Fernab liegt
ihr Zeit und Begriff „der schnurrenden Spindel“ und des leise zur-
renden Rades, die Genossen mancher sorgenvollen, mancher glück-
lichen Stunden unserer Armütter.

Doch die Lust am Sammeln des Leinens, am Einbringen und
Beschaffen der für den Hausstand notwendigen Stücke ist uns un-
vermindert erhalten geblieben. Sie vererbt sich von Geschlecht zu
Geschlecht, sie wohnt jeder Frau inne und sie geht Hand in Hand
mit dem Sinn für den natürlichen Beruf der Frau, dem eigenen
Haushalt vorzusehen. In dem Wendepunkte in jedem Mädchen-
leben, beim Brautstand, tritt daher an jedes weibliche Wesen die be-
glückende Sorge um die Ausstattung heran. Es sollen die Wäsche-
vorräte für den künftigen neuen Hausstand beschafft, die Aus-
stattung in einem Magazin bestellt oder unter persönlicher Leitung
und eigener Beihilfe gefertigt werden. Und mit wie großer Freude
und gerechtem Stolz wird die Braut das Werden und Wachsen dieses
Schatzes begleiten, der mit sorgfältiger Hand, mit prüfendem Auge,
mit ausgesuchter Zierlichkeit und Sauberkeit unter der erfahrenen
Leitung einer liebenden Mutter hergerichtet wird. So empfehlend
es nun auch mit Bezug auf die weit geringeren Kosten ist, eine
Ausstattung im Hause anzufertigen, die Verhältnisse gestatten dieses
nicht immer. Die nachstehenden Notizen, vornehmlich für junge
Damen bestimmt, die des Rathes einer Mutter oder anderer sach-
verständiger Personen entbehren müssen, sollen einen allgemeinen
Ueberblick über eine Wäscheausstattung, sowie einen praktischen Hin-
weis auf die Art, die Anzahl, die Garnitur u. der verschiedenen
Gegenstände bieten.

Als Richtschnur dafür diene uns eine gebiegene Ausstattung
bei mittlerer Vermögensstellung. Hiernach, und es sei dies be-
sonders hervorzuheben, liegt es in der Hand jeder Dame, den Etat
zu vergrößern oder zu verringern, sowohl hinsichtlich der Stückzahl der
Gegenstände, als auch bezüglich der Wahl des Leinens und der
Garniturartikel.

Wenn nun bei Beschaffung des Materials zu einer Aus-
stattung der Consum an Baumwollensstoffen dem des Leinens ziem-
lich gleich kommen dürfte, so verlangt letzteres doch aus praktischen
Gründen einige besondere Hinweise bei dem wichtigen Geschäft
des Einkaufs. Zu einer guten, dauerhaften Leinwand gehört
erstens, daß sie aus Flachsgarn von gutem, gleichmäßigem, rund-
lichem Faden ohne Knoten gewebt sei, ferner, daß der Langfaden,
auch Kettenfaden genannt, kräftiger sei, als der Quer- oder Schuß-
faden. Je nachdem letzterer dichter oder looser aneinander schließt,
ist die Leinwand von besserer oder geringerer Qualität. Die An-
nahme, daß die Dicke (Stärke) des Leinens für die Güte maß-
gebend sei, ist durchaus irrig; dadurch wird Ankenntniß am häufig-
sten gefraßt, denn unter der Dicke verbirgt sich vielfach eingewebte
Heede oder Berg, eine Abfallsubstanz des Flachses ohne jegliche
Haltbarkeit. Während in früheren Jahren das Vieleselder Leinen
als das beste und eleganteste galt, haben nach und nach das Herr-
huter und neuerdings das schlesische Leinen einen eminenten Erfolg
errungen. Unter den Erzeugnissen der letzteren Provinz sind die
des Fabrikanten F. W. Grünfeld, Landeshut i. Schl. zu nennen,

der das Leinen gebrauchsfertig und ohne Appretur herstellen läßt
und dadurch dem Laien die Möglichkeit bietet, den wahren Werth
des Leinens zu prüfen. Unter all den verschiedenen Sorten von
Leinwand wie: „Hausleinen“, „Garnweißes Hausleinen“, „Haus-
leinen gewaschen“, „Hausleinen geklärt“, „Gebleichtes Leinen“ eine
Wahl zu treffen, ist Sache des Einzelnen. Wir bemerken nur, daß
unser Gewährsmann unter den erwähnten Arten das „Hausleinen
gewaschen“ und „Greas oder Hausleinen geklärt“ als am besten für
den Gebrauch von Leib- und Bettwäsche empfiehlt. Die genannte
Firma führt auch jede Art von Shirting, Chiffon, Dimiti, Bardend,
Dowlas und Regligestoffe.

Der Gebrauch dieser letzteren Stoffe hat sich seit Jahren, durch
sanitäre Gründe unterstützt, bei uns eingebürgert. Ob es eine
größere Annehmlichkeit sei, die Leibwäsche aus Leinengewebe herzu-
stellen, bleibt freilich dem individuellen Geschmack überlassen, jeben-
falls hat man augenblicklich neben den Hemden aus stärkerer und
feinerer Leinwand auch solche von Shirting oder Chiffon. Nacht-
jacken, Beinkleider und Nachthemden werden ausschließlich von legeren
Stoffen, die ersteren beiden bisweilen von Dimiti, gemustertem
Regligestoff, vorzugsweise aus Croisé, einem baumwollenen Körper-
stoff, gefertigt. Für Ausstattungen von ganz exquisiter Eleganz hat
die Mode sogar Hemden von roher Seide, Surah und Foulard
erdacht. Ob dieselben aber praktisch, dauerhaft und zur Nachahmung
empfehlenswerth, können wir nicht constatiren; wir erachten dies als
eine vorübergehende Modesache, die dem klaffischen Anrecht des
„schneidigen Leinens“ gegenüber nicht Stand halten dürfte.

Ueber die Form der Leibwäsche ist entschieden Neues nicht zu
erwähnen und verweisen wir hierfür auf die vielen, in Schnitt und
Abbildung gebrachten Modelle Seite 228 und 229 des Bazar 1882.
Für die Beschaffung der Stoffe sei bemerkt, daß man durchschnitt-
lich für ein Taghemd 2,70, für ein Nachthemd 3,80 bis 4 Meter,
für eine Nachjacke und ein Beinkleid je 2 Meter Stofflänge rechnet.
Die Ausstattung, d. h. die Garnitur der einzelnen Stücke, wie Tag-
und Nachthemden, Frisirmäntel, Jacken, Beinkleider, Unterröcke,
bietet den Damen Gelegenheit, reichsten Luxus, gebiegene Eleganz
oder bescheidene Einfachheit zur Geltung zu bringen. Auch hier
wie bei der Wahl der Stoffe und beim Feststellen der Anzahl,
ist persönliches Belieben oder das finanzielle Budget maßgebend.
Selbstgefertigte Handstidereien und Häkelarbeiten, momentan sehr
en vogue für den Anspatz der Wäsche, führen ebenso wie das Ein-
sticken der Namen in dieselbe, eine nicht zu unterschätzende Kosten-
verminderung herbei. Letzteres allein beziffert sich oft auf mehrere
Hundert Mark. Sächsishe Spitze, Torchon- und geklöppelte Spitze
sind ebenso wie Madeira-Stiderei begehrt, doch bedingen sie selbst-
verständlich feineres Leinen oder feineren Shirting als die oben
erwähnten Garnituren. Die feinsten Stoffe aber bleiben den Va-
lenciennespitzen und Zwischenpitzen vorbehalten, sie wechseln häufig,
zu noch größerer Zierlichkeit, mit Puffen, Fältchen, Schrägstreifen u.
ab und sind durch Bandstidereien beliebt. Solcher Art sind bisweilen
Taghemden, für decolletirte oder Balltoiletten bestimmt, zumest
aber eigentlich nur Frisirmäntel oder Peignoirs, Morgenkleider,
Regligestoffen, Schautücher, die eigentlich nicht mehr der Kategorie
„Leibwäsche“ angehören. Für ganz einfache Garnituren bewähren
sich auch langgestrichelte Streifen, gewebte Börtchen, Trimmings und
Maschinenstidereien.

Die Unterröcke, d. h. die Promenaden- und Schleppe, wer-
den nur aus Shirting hergestellt. Ob sie Bolants, Stiderei oder
Spitzengarnitur erhalten, richtet sich nach den übrigen Gegenständen
der Ausstattung. Die wärmeren Röcke fertigt man aus Flanel,
aus englischem Piqué, aus Strick oder Häkelarbeit.

Es bleibt uns noch über das Stidken der Leibwäsche Einiges zu
erwähnen. Gemäß der actuellen Mode, sind die Monogramme in
lateinisch verschlungener Schrift die beliebtesten. Für eine elegante
Ausstattung würden sich darin fünf verschiedene Größen bestimmen
lassen. Die erste Größe, etwa 25 Cent. hoch, würde sich für das
Monogramm auf dem mittleren Raum der seidenen Stepp- und der
Bettdecken sowie der Paradebettkissen eignen. Größe 2, Höhe
10 Cent., ist für Tischtücher, große Bezüge, Couverts, große Kopf-
kissen, Lafen oder Betttücher bestimmt. Größe 3, Höhe 6 Cent.,
eignet sich für Servietten, kleine oder Kopfkissen und Taschentü-
cher. Größe 4, Höhe 4 Cent., dient zum Zeichnen der Tag-
und Nachthemden unterhalb des Schlages in der vorderen Mitte,
während Größe 5, Höhe 2 1/2 Cent., die Unterröcke und Bein-
kleider hinten am linken Gurttheil, die Nachjacken, Frisirmäntel
vorn in der rechten, unteren Ecke, die Untertaillen, Strümpfe,
Nachthauben u. kennzeichnet. Die Leib- und Bettwäsche wird mit
weißem Garn gestickt; Zahlen bleiben bei ersterer ganz fort. Außer
diesen erwähnten Monogrammen ist es ebenso zulässig, andere
von gleicher Größe, wie auch gothische Buchstaben, altdeutsche Schrift u.
zu wählen.

Zum Schluß fügen wir ein kurzes Schema bei, um dadurch
betreffs Anschaffung der Leibwäsche einen Anhalt zu geben. Zu
einer Ausstattung, auskömmlich für gute Verhältnisse, rech-
nen wir: 3 Ds. Taghemden, 1 Ds. Nachthemden, 1 Ds. Nacht-
jacken, 2 Ds. Beinkleider, 3 Flanelröcke, 6 Piquéerde, 6 Prome-
nadenröcke, 2 Schleppe, 4 Frisirmäntel, 6 Untertaillen, 12 weiße
Schürzen, 12 Küchenschürzen, 3 Ds. diverse Strümpfe, 3 Ds. leinene
Taschentücher, 1/2 Ds. Batisttücher, 3 elegante Tücher; Morgentan-
züge, Kragen, Manschetten, Morgentücher u. sind so sehr dem eigen-
nen Belieben unterworfen, daß wir sie nur erwähnen.

Soweit heute die Notizen über Leibwäsche. In der nächsten
Nummer wird Einiges über Bett-, Tisch- und Hauswäsche, Service,
d. h. Glas, Porzellan u. folgen.

Betreffs Anschaffung fertiger Leibwäsche sei das Magazin für
Ausstattungen von Gebr. Woffe, Berlin, Jägerstr. 47 empfohlen.

Räthsel.

Sein Name klingt fast wie Barbar, Und wenn er uns was abgenommen,
Auch liegt er Andern gern im Haar. Verlangt er gar dafür noch Lohn,
Er hat mit kaltem Blut bekommen. So scheint's ein fürchterlicher Mann,
So Manchen unter's Messer schon. Doch sieht er meist sich harmlos an.

Auflösungen der Deciffir-Aufgaben Seite 240.

Table with 5 columns (B, C, D, F, G) and 5 rows (A, E, I, O, U) containing letters and numbers. Includes solutions for three riddles.

Schach.

Auflösung der
Schach-Aufgabe
Nr. 85 Seite 224.

Aufgabe Nr. 87.
Von C. S. Coster.
Schwarz.

Chessboard diagram with algebraic notation for moves and pieces. Includes text: 'Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.'

Correspondenz.
Frau Anna Br. in Altenbruch. Ihr Verfahren für die Lösung zweizügiger Aufgaben hat sich im vorliegenden Falle keineswegs ausreißend be-
währt. Allerdings muß in Nr. 83 der erste Zug durch 8 a 6 geschehen.
Wohin soll er jedoch gehen? Nur nach b 8. Denn begibt er sich z. B. auf
b 4, so hindert D a 1 — d 4 das sofortige Matt. — Alexis in Graz. Sie
glauben in Nr. 82 durch 1 D h 7 — h 3 f sofort matt zu sehen, sehen
also nicht einmal, daß f 7 — f 5 folgt. Ebenfalls falsch ist 1 S b 5 — c 7 f,
K e 6 — d 6, worauf 2 D h 7 — h 6 f keineswegs matt setzt, da Schwarz
f 7 — f 6 spielt. Sind die Bauern bei Ihnen bewegungslos? Ebenfalls un-
richtig ist Ihre Betrachtung über die Aufgabe von C. Moore, welche zu den
besten des letzten amerikanischen Problemturniers gehört. Wir empfehlen
Ihnen das „ABC-Buch des Schachspiels“ von Johann W. in d. w. i. s.
Leipzig, Weitz & Co. — W. Vogel in Gallinchen. In Nr. 83 wird 1 S a 6 — c 7
durch D a 1 — d 4 oder L h 8 — f 6 widerlegt. — G. Sch. in Hartha.
Nr. 81 richtig. In Nr. 82 geschieht nach 1 D h 7 — h 4, d 7 — d 6.
Für die Fische Aufgabe fehlen wichtige Varianten. — Richtige Lösungen
erhalten von Frau F. Schneider in Remport, Herrn W. Ahmann in
Lübeck (Nr. 81), Frau Anna Long in Anklam, Fr. Eva Woelfel in Wolfen-
büttel, Herrn Joseph Matoufchel in Neuhaus, v. G. in Graz, P. B. in
Wien, Graf S. in Breslau (Nr. 83), J. Paulsen in Tellingstedt (Nr. 82 und
83). — Abonnentin in D., Auguste von S. in Worms, Elna M. in Berlin.
Rösselsprung Nr. 2 richtig gelöst.



Toilette, Mode, Handarbeit. C. P. in Würzburg. Die
Kleinfiguren veranschaulichen Abb. Nr. 55 und 56, Seite 23 von 1881; Abb.
Nr. 24, Seite 84 des Jahrg., zeigt eine Vorbürde in Füll-Durchzug. Die
Längsbordüre beim Füll kann nicht in gleicher Weise wie die Querbordüre
gearbeitet werden. Wählen Sie für die Stiderei den Kreuzstich, so können
Sie dasselbe Dessin zur Längs-, sowie zur Querbordüre nehmen. Ein hierzu
passendes Dessin: Abb. Nr. 56 auf Seite 214 von 1881. — Mondchen in
D. Die sogenannten Parabelhandtücher werden an einer Querseite mit
einer breiten Vorbürde (in deren Mitte ein Monogramm), an der anderen
Querseite mit einer schmalen Vorbürde verziert. — M. D. in Sch. Das
gewünschte Monogramm im Kreuzstich finden Sie auf dem Supplement zu
Seite 112 bis 120 von 1879. — A. v. S. in Br. Schmitz und Anleitung
zum Arrangement eines Mantelsets aus einem Schal brachte Abb. Nr. 32
und 33 auf Seite 84 d. Jahrg. — Camilla in P. Wir können von den
eingefandten aufgezeichneten Dessins und von den gehakelten Spitzen keinen
Gebrauch machen. Die „breite“ Spitze haben wir übrigens bereits durch
Abb. Nr. 6 Seite 82 d. Jahrg. verbildlicht. Geben Sie Ihre Postadresse
an, damit wir die Proben zurücksenden können. — Marie v. W. Zu tiefer
Trauer werden Sammetkleider nicht getragen. Zu einem leichten Sommer-
kleid wählen Sie schwarze Seidengrenadine. — Abonnentin in Schlefien.
Das Tapissier-Geschäft en gros von Müller & Petsch, Berlin C., Neue
Grünstr. 11.

Haushalt und Küche. Fr. v. R. in U. b. W. Zu denjenigen
Badeofen, welche in kürzester Zeit (ca. 20 Minuten) ein warmes Bad her-
zustellen erlauben, gehört der von uns im Jahrg. 1880 S. 192 beschriebene
hydraulische Badeofen. Die Einrichtung desselben ist inzwischen noch
vervollkommnet worden und läßt sich der Den sowohl in Verbindung mit
der Wasserleitung, wie ohne dieselbe benutzen. — Von Wäscherollen ist die
ebenfalls 1880 Seite 272 d. Bazar beschriebene selbstregulirende Wäscherolle
(Patent Geiß) als vortrefflich arbeitend zu empfehlen. Sie wird, gleich dem
Badeofen, vom C. o. h. n. 'schen Wirtschaftsmagazin, Berlin SW., verkauft und
zwar in zwei Größen, von 76 und 94 Cent. Walzenweite. Die in größerer
Dimension ausgeführte Rolle ist zum Wangeln ganz großer Wäschestücke
bestimmt und für Landwäsche besonders geeignet. Die Preise der Wäscherollen
betragen 60 resp. 80 Mark pro Stück. — Frau Helene Z., Friedr. Rich-
ter, Champignons conservirt man am besten auf folgende Weise: Die Pilze wer-
den gepußt, aber nicht gewaschen, in dicke, große Scheiben geschnitten und
auf starkem Papier und einem Blech in der halb ausgefüllten Feneröhre
oder auf starke Fäden gereicht an der Sonne langsam nach und nach ge-
trodnet, worauf man sie am besten in zugebundenen Glasbüchsen aufbewahrt.
Ihre Annahme, daß man frische, nicht getrodnete Champignons halbtier
in verschlossenen Blechbüchsen aufbewahren könne, ist nicht richtig. — Vortref-
lich sind die im eigenen Saft eingekochten Champignons. Man verfährt wie
folgt: Nachdem die Champignons gepußt, schnell gewaschen und gut abge-
trodnet sind, thut man sie in ein gut emaillirtes Casserol, schüttet auf je
1 Liter Pilze einen gehäuften Eßlöffel voll Salz, schenkt das Casserol mehr-
mals um, deckt es zu und dünstet die Champignons in ihrem eigenen, sich
entwickelnden Saft ziemlich weich, läßt sie auskühlen und füllt sie sammt
dem Saft in Glas- oder Blechbüchsen verbinde oder verlöthet sie gut und
tucht sie im Wasserbade noch eine Stunde lang. — Frau Emma M.,
Lichterfelde. Wir empfehlen Leguminosen-Fabrikate aus der Chocobaden-
Dampfabrik von Johann Scholz (Laubgast bei Dresden), die durch
ihren Nährwerth, leichte Verdaulichkeit, bequeme Zubereitung und Billig-
keit Ihrem Zwecke entsprechen werden. Ob Chocobade oder entölter Cacao
mit Leguminosenmischung oder Leguminosen-Biscuits oder solche Fabrikate
zu Kräftigungen u. Ihnen zuträglich, haben Sie selbst zu erproben. Die
genannte Fabrik macht, so weit uns bekannt, kleinere Probeendungen.

Verschiedenes. Wilhelm. Nicht ohne Talent; doch noch zu sehr
Reminiscent und auch sprachlich nicht durchaus correct. „Dem Herz!“ —
G. in Z. Auch wir würden gegen die Rede Bedenken erhoben haben. Die
mythologische Reminiscent steht in zu geringer Beziehung zu dem kleinen
Feste und ihrer veruchten Anwendung auf dasselbe mangelt es an Klarheit
in der Durchführung. — Fr. Bertha v. D., Triest (Piazzetta di Nicardo).
Wir freuen uns, durch Nachweisung eines erst eben an die Öffentlichkeit
tretenden sinnreichen und geschmackvoll ausgeführten Buches Ihren Wünschen
Genüge leisten zu können. Kaufen Sie das bei R. Heroske in Wittenberg
erschienene „Hochzeitalbum“ (gr. Lex. 8. eleg. geb. mit Goldschnitt und
Deckenverzierung, Preis 6 Mk.) und Sie spenden den Neubrüdern eine
gewiß willkommene, höchst sinnige Gabe. Die Hauptabtheilungen des Buches
betreffen sich: Album des jungen Paares. Weitere Erinnerungen. Album
der Hochzeitsgäste. Album der Freunde. Notizen für Familie und Haus.
Das Buch ist zweckentsprechend und seinen Preis werth. Auf Erfüllung
Ihrer übrigen Wünsche werden wir gern Bedacht nehmen.

Berichtigung. Der Name der Verfasserin des Gedichts „Da liegt die
Brigg als Brad“ (Seite 217) ist M. Grundschöttl.